Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 14 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 13. September 1907

An Friedrich Naumann.

Verehrter Freund —

Sie müssen mir schon gestatten, daß ich Ihnen auf Ihren offenen Brief ebenso offen und öffentlich antworte. Ich tue es nicht der Rechthaberei wegen. Ich weiß sehr wohl, daß Sie mit einer ganzen Menge Feststellungen ebenso recht haben wie ich, und nichts liegt mir ferner, als fremde Meinungen und Ansichten zu „widerlegen". Sondern ich tue es, weil es mir ein Bedürfnis ist, gerade mit Ihnen mich über diese Dinge auszusprechen und zwar in voller Oeffentlichkeit, weil ich glaube, daß nichts meine Auffassung in ein deutlicheres Licht zu rücken vermag als das Bemühen, sie gerade Ihnen gegenüber zu verteidigen. Denn offenbar: es gibt für die Gegenwart und für Deutschland kein besseres Argument, das man gegen mich und meinen politischen Pessimismus anführen könnte, als den Namen: Friedrich Naumann! Hier ist ein Mann, wie kein Kulturfanatiker und Persönlichkeitshuber sich ihn besser vorstellen könnte; ein Mann (verzeihen Sie diese geschmacklose, aber unvermeidliche Verherrlichung!): ein Mann von Geist und Bildung, mit künstlerischen Instinkten und starkem Sinn für das Lebendige und Dauernde, und doch ist dieser Mann — wer sollte es glauben! — Politiker: Politiker in Deutschland!, Politiker der Opposition!! und zwar (wie er wenigstens behauptet) sogar mit Leib und Seele ... Also, du siehst, mein Lieber (so spricht man zu mir): es geht!

Aber so rasch gebe ich mich doch nicht gefangen. Und daher meine Antwort an dieser Stelle.

Zunächst Sie selbst! Sind Sie wirklich ein Beweis: „daß es geht?" Ich glaube, nein. Wobei ich sogar annehme, daß Sie wirklich im Innersten Ihrer Seele die Liebe für die Politik hegen, von der Sie zu uns reden, denn jedermann hat Anspruch, öffentlich nach dem und nur nach dem beurteilt zu werden, was er öffentlich sagt. (Sonst würde ich — unter Benutzung der von Ihnen auf mich angewandten psychologischen Analysis — mir gestatten, an jener Liebe ein ganz klein wenig zu zweifeln. Zu zweifeln auf Grund gerade Ihres Briefes an mich, den ich für ein Symptom dafür ansehen würde, daß Sie selbst das Bedürfnis fühlen, die Bedenken zu widerlegen, die in Ihrem Innern aufsteigen.)

Aber wenn Sie nun auch wirklich Politiker mit Leib und Seele sind und sich in diesem Beruf wohlfühlen: was beweist das gegen mich? Nichts, wie mir scheint. Ja,

es läßt sich sogar gerade an Ihnen die Richtigkeit meiner Auffassung dartun. Und zwar wie folgt:

Erstens — und nun muß ich schon wieder um Verzeihung bitten, wenn ich offen und ehrlich meine Meinung sage — hat selbst auf Sie die Männer mordende Politik ihren zerstörenden Einfluß auszuüben begonnen: ganz leise, fast unmerklich einstweilen noch, wahrnehmbar nur für die wenigen, die nicht politisch befangen sind und Sie dennoch lieben. Aber ich habe oft gedacht, wenn ich Aeußerungen von Ihnen aus den letzten Jahren mit denen aus Ihrer früheren Zeit verglich: schade! Trifft's den auch. Wenn Sie leichter über die Probleme weggehen als früher; wenn Sie die Tatsachen mit größerer Willkür gruppieren; wenn Sie sachlich unwichtige Dinge mit Nachdruck und Emphase behandeln, nur weil sie in der Politik des Tages eine zufällige Rolle spielen. Und sagte mir: wie groß muß doch diese unheilvolle Macht sein, wenn sie selbst eine Persönlichkeit wie Naumann anbröckeln kann.

Aber vielleicht täusche ich mich. Vielleicht sind Sie ganz derselbe wie früher und die Schlammwellen der Politik sind an Ihnen abgeflossen. Und sicherlich haben Sie sich ein gut Teil Ihrer ursprünglichen Ganzheit bewahrt, mehr wohl als irgend ein deutscher Politiker der Gegenwart von Ruf. Aber damit fühle ich mich immer noch nicht widerlegt. Denn dazu würde gleichzeitig der Nachweis gehören, daß Sie nun wirklich den Typus des Politikers, wie ihn unsere Zeit gebraucht, darstellen. Das tun Sie aber ganz und gar nicht, wie mir scheint, verehrter Freund. Denn wenn Sie es täten, dann hätten Sie doch wohl bei Ihren großen Fähigkeiten etwas mehr Erfolg als Sie haben. Sie sind mit Mühe und Not in den Reichstag gekommen, zu dem jeder Schuster mit Leichtigkeit Zutritt erhält, wenn er's versteht, mit dem Winde zu segeln; Sie gelten einstweilen in diesem hohen Hause selbst als ein Mann, der so „hochgebildete" Reden hält, wie sie nur auf ein Katheder gehören, und werden sicherlich von der großen Mehrzahl Ihrer werten Berufsgenossen (ich möchte es wenigstens wünschen) als ein hoffnungsloser Schwärmer und Sonderling betrachtet. Nun — woran kann das liegen? Doch wohl nur an den Ansichten, die Sie vertreten: was eben Ansichten sind, deren Richtigkeit wohl wenigen Gebildeten einleuchten, die aber — damit ich mich Ihres eigenen Ausdrucks bediene (ich glaube wenigstens, er lautete so:) — keine parteibildende Kraft haben. Das heißt also: von der Masse nicht goutiert werden. An den verständigen Ansichten liegt es und wohl auch an der Art und Weise, wie Sie sie vertreten: daß Sie Geist und Anstand noch immer für wichtige Requisite der politischen Agitation halten. Darum also keine Erfolge! So daß also Ihr eigenes Schicksal als Politiker geradezu als ein Argument *für* die Richtigkeit meiner Auffassung angesehen werden muß.

Aber ich will nicht nur ad hominem meinen Beweis erbringen. Ich will auch auf die Gründe selbst eingehen, die Sie in Ihrem Briefe gegen mich ins Feld führen.

Sie behaupten, ich hätte unrecht, wenn ich das politische Handwerk reizlos, ja widerwärtig nannte und meinen, der Beruf des Politikers sei ganz erträglich: die Agitation insbesondere sei voll von künstlerischen Valeurs. Zum ersten: man lerne das Volk gründlich dabei kennen. Dagegen möchte ich zunächst einwenden: daß Sie auf Ihren

Agitationstouren doch nur ganz bestimmte Schichten — eben die „politisch interessierten" — kennen lernen und auch diese nur als „politische Lebewesen": das heißt (wie die Dinge heute liegen) in einem pathologischen Zustande. Denn der Bauer oder der Handwerker, die sich über Eisenbahntarife oder Handelsverträge oder Steuern oder Militärvorlagen etwas anhören kommen, sind schon mehr oder weniger krankhaft veranlagt, ebenso wie die Arbeiter, die für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich erhitzen. Sie müssen mir zugeben, daß das Bild vom Volke, das sich Ihnen in einer Wahlversammlung bietet, gewiß auch sehr interessant ist, aber ganz gewiß nicht ein richtiges Bild des „werktätigen Volkes" darstellt: kein Bild vom Volke bei der Arbeit und in der Familie. Und es kann leicht kommen, daß jemand, der sich seine Vorstellungen vom Volke in den von Alkohol, Tabakrauch und Phrasendunst erfüllten Volksversammlungen bildet, zu Urteilen gelangt, die weitab von der Wirklichkeit liegen. Ich zweifle nicht, daß Sie durch die Oberfläche hindurchsehen, daß Sie das Volk kennen lernen, trotzdem Sie ihm auf dem Felde des politischen Kampfes begegnen, daß Sie imstande sind, die Menschen auch als Menschen zu würdigen, selbst wenn sie im Zustande der politischen Hypnose sind. Aber sagen Sie mir nicht, daß das für den politischen Wanderredner als solchen, ja auch nur, daß es für einen irgend wie bedeutsamen Prozentsatz dieser Spezies zutreffe: für keinen außer Ihnen unter all den zahlreichen homines politici, die ich zum Beispiel persönlich kenne.

Und selbst zugegeben, hier liege ein Reiz des politischen Geschäfts verborgen: ist er an dieses gebunden?

Könnte ich nicht einmal eine Agitationstour mit Ihnen mitmachen? Um als Schlachtenbummler vielleicht mehr interessante Eindrücke zu sammeln, als es Ihnen in der Hitze des Gefechtes möglich ist?

Weiter: es gewähre Reize, die Rede jeweils der bestimmten Situation anzupassen. Präzisionsmechanik!

Na ja. Ein-, zwei-, dreimal. Aber dann fängt doch die furchtbare Tatsache des sachlich ewigen Einerleis an, alle Freude an der Formgebung zu ersticken. Wenigstens ist das die Erfahrung, die ich — wenn auch nicht als agitierender Präzisions- oder Feinmechaniker, so doch als vortragender Grobmechaniker — persönlich gemacht habe. Mehr als ein- oder zweimal über denselben Gegenstand zu sprechen: furchtbar! Und dann: über ihn so sprechen müssen, daß man alle gedanklichen Feinheiten von vornherein beiseite läßt; daß man sich zwingt, jedesmal dann einen Gedankengang abzubrechen, wenn das erörterte Problem anfängt, interessant zu werden. Und immer mit dem nagenden und plagenden Zweifel in der Seele: wird auch nur einer im Saal sein, der etwas ahnt von der Sache, dem du dich mit einem Blick verständlich machen könntest? Oder ist es alles taubes Gestein!?

Uebrigens habe ich selbst den eigenartigen Reiz des Wahlsports mit seiner fieberhaften Agitation zugegeben: ich nannte ihn den Fasching des Berufspolitikers, um damit auszudrücken, daß er des Amüsanten genug bringe (und im Grunde mit Politik nichts zu tun hat). Aber der Rest der fünf Jahre, wenn die paar Wahlwochen vorüber sind? Von ihnen sprechen Sie nicht: von der Qual der Alltagspolitik, von der Alltagsagitation, wenn es gilt feurige Reden zu halten mit gähnendem Munde. Dann eben

beginnen die spezifischen Qualen des Berufs, für die die paar Faschingswochen doch wohl kaum einen vollen Ersatz zu bieten vermögen.

Ich glaube aber auch, daß Sie die Formen, in der sich die politische Tätigkeit heute bewegt, zu günstig beurteilen; daß großenteils die Einwände, die Sie gegen meine Kritik erheben, immer nur aus Ihrer Person entnommen, für Ihre Person passend sind, die Sie eben (wie ich schon sagte) doch nicht den Normaltypus des Berufspolitikers darstellen. Sie meinen, ich übertriebe, wenn ich die Signatur, die unser politisches Leben von Tag zu Tag mehr annimmt, mit den Worten charakterisiere: geistig öde, ethisch verlogen, ästhetisch roh.

Wirklich? Auch wenn Sie die Presse als ein selbstverständliches Ausdrucksmittel des politischen Lebens mit in Betracht ziehen (Sie beziehen meine Aeußerungen immer nur auf die persönliche Agitationstätigkeit des Berufspolitikers, genauer des Reichstagskandidaten selbst: aber natürlich gehört doch das Funktionieren des ganzen politischen Apparats, also vor allem das Gebaren der politischen Presse dazu, wenn man sich ein Gesamtbild vom Wesen des politischen Berufes machen will.)

Meine Kritik der intellektuellen Minderwertigkeit der politischen Tätigkeit übergehen Sie. Ich darf also annehmen, daß Sie mit mir übereinstimmen, wenn ich sagte: „in der Tat sind ja alle gesprochenen oder geschriebenen Aeußerungen politischer Natur heute von einer solchen intellektuellen Dürftigkeit, daß jedem Mann von etwas Geist vor ihnen grauen muß." Wie sehr erst einem Manne von vielem Geist. Aber es graut Ihnen auch gründlich: ich zweifle nicht daran.

Bliebe die ästhetische und die ethische Seite.

Sagen Sie mir, bitte, verehrter Freund: wie bringen Sie es fertig, regelmäßig die sozialdemokratische Presse zu lesen? Was Sie doch von Rechts wegen müssen, wenn Sie „auf dem Laufenden" bleiben wollen. Stumpfen die Nerven so ab, daß man immun wird gegen diesen „Sauherdenton", der keineswegs, wie Sie meinen, Mehring eigentümlich ist, sondern in fast allen sozialdemokratischen Blättern gleichmäßig beliebt wird, allen voran im „Vorwärts"? Es muß wohl so sein. Denn sonst müßten Sie ja krank werden vor Ekel. Wollen Sie aber — als objektiv Urteilender — leugnen, daß diese Form der Politik ästhetisch roh ist?

Und das ethische Niveau? Wollen Sie wirklich nicht zugeben, daß Politik und Wahrheitsliebe auf einem sehr gespannten Fuße leben (um auf das Beispiel einzugehen, das Sie selbst wählen). Liegt es denn nicht so, daß die Notdurft des politischen Kampfes unausgesetzt die Unwahrheit, die Versündigung an der Wahrheit aus sich herausgebiert. Es ist schon der erste Schritt vom rechten Wege, wenn wir politische Ideale: das heißt das, was wir fordern, was wir als Postulat unseres materiellen oder ideellen Interesses aufstellen, im Namen der Wahrheit vertreten; wenn wir mit den Beweisgründen der Wissenschaft den Freihandel oder den Arbeiterschutz oder die progressive Einkommensteuer oder sonst etwas als „richtig", das Gegenteil davon als falsch kennzeichnen wollen.

Postulate lassen sich bekanntermaßen niemals als richtig oder falsch nachweisen. Richtig oder falsch sind immer nur Erkenntnisse kausaler Zusammenhänge. Aber die

Politik, der jedes Mittel recht ist, möchte gar zu gern sich in ein wissenschaftliches Gewand hüllen und prostituiert damit die Wissenschaft, die der Wahrheit dienen soll.

Und wie nun: wenn die „Wahrheit", das heißt eben die Erkenntnis eines bestimmten Kausalzusammenhangs, gelegentlich in Widerspruch tritt mit dem, was der Politiker als das allein richtige, oder sagen wir auch nur berechtigte fordert: liegt da nicht die Gefahr außerordentlich nahe, daß er eben die Wahrheit dem politischen Zwecke opfert? Wer das nicht schlankweg tut — bewußt oder unbewußt: denn ich glaube, daß schließlich der Parteipolitiker so einseitig wird, daß er selbst oft gar nicht mehr die wirklichen Zusammenhänge sieht — wer sich das Recht, sage ich, wahrt, in jedem einzelnen Falle zu prüfen, ob wirklich das politische Programm mit der „Wahrheit", das heißt den Tatsachen in Uebereinstimmung bleibt: der gilt als suspekt, als unsicherer Kantonist, als unzuverlässig, mit einem Wort: als schlechter Politiker. Nie kann sich eine auf den Freihandel eingeschworene Partei Mitglieder gefallen lassen, die ihr Gewissen treibt, nachzuweisen: daß der Kornzoll *nicht* das Brot verteuert, daß die Steigerung der Fleischpreise *nicht* auf die Absperrungspolitik der Regierung zurückzuführen sei usw. Denken Sie an die Fälle Schippel und Calwer in der sozialdemokratischen Partei! Wo mit „Wahrheitsargumenten" in der Politik operiert wird, kann man ruhig sagen, daß einer von zwei Gegnern immer fälscht. Von Berufs wegen.

Wogegen Sie sich nun besonders schroff wenden, ist meine Bemerkung: daß alle diese unerfreulichen Züge der politischen Tätigkeit immer stärker hervortreten und besonders stark dort, „wo man mit den niedrigsten Schichten des Volkes zu tun hat". Beides steht in einem inneren Zusammenhange und ich will noch einmal diesen Zusammenhang ganz offen und ausdrücklich feststellen: das politische Leben degeneriert von Tag zu Tag mehr, *weil* es in immer tiefere Schichten hinabsteigt.

Sie wundern sich, daß ich so gering vom „Volke" denke: daß ich ihm weniger Wahrheitsliebe zutraue als den oberen Schichten. So ist die Sachlage nicht ganz richtig dargestellt. Nicht ein Urteil über „das Volk" ist es, das ich mit jener Feststellung ausspreche — oh, ich liebe das Volk und halte es hoch (wo es noch nicht zur Masse geworden ist); wer sollte es auch nicht lieben und hochschätzen, wie man die Kinder liebt und ehrt — sondern es ist ein Urteil über die Demokratie in ihrer heutigen Gestalt: über die Methoden, die zur Anwendung gelangen, wenn es sich darum handelt, die Masse für bestimmte politische Zwecke zu gewinnen. Von diesen glaube ich allerdings, daß sie das Gift der schlimmsten Demagogie in sich tragen und daß dieses Gift immer mehr um sich greift, bis es schließlich den ganzen Organismus zerstört. Wie sollte es auch anders sein: kommt es doch darauf an, dem unheimlichen Ungeheuer „Masse" zu schmeicheln, so viel man kann, es von dem Gegner zu sich herüberzuziehen. Da muß man doch in seiner Sprache reden, muß seinen Interessen, muß oft genug seinen niedrigsten Instinkten schmeicheln. Muß eben lernen, mit den Wölfen zu heulen und — was noch wichtiger ist — mit den Schafen zu blöken. Aristokratie und Absolutie mögen tausend andere Mängel haben: wer leugnet es. Aber sie haben doch keine Demagogie: keine Volksverführungskunst. Das scheint mir doch eine ganz selbstverständliche Sache zu sein. Und wenn Sie auf die Vergangenheit verweisen, in der ein viel rüderer Ton geherrscht

habe. Ja, aber bitte: doch immer nur in den politischen Betätigungen der Unterschichten. Erst als die Sansculottes emporkommen, wird der anständige und gemessene Ton der Girondisten verschlechtert; erst als die „Demokraten" in Deutschland zu reden und zu schreiben anfangen, geht die edle Rhetorik des Liberalismus zum Teufel und beginnt der Sauherdenton. Oder wollen Sie leugnen, daß noch in den sechziger und siebziger Jahren bei uns, als die demokratische Unterströmung kaum schon zutage trat, das Niveau des politischen Kampfes ein höheres war, als heute? Oder daß der Ton in der Kölnischen Zeitung, im Berliner Tageblatt, im Tag oder einem andern guten „bürgerlichen" Blatte etwas anständiger ist als im „Vorwärts"?´ Das Schlimme ist nur: die Tendenz besteht, daß das gesamte politische Leben sich immer mehr dem niedrigsten Niveau nähert: weil man täglich den Kampf mit einem rüderen Gegner führen muß und weil — die Masse gewonnen werden muß. Die „Konkurrenz" erheischt es: wie schließlich auch der anständige Geschäftsmann zu unlauteren Mitteln greifen muß, wenn er sieht, daß sein Konkurrent damit ihm die Kundschaft abspenstig macht.

Nun haben Sie aber natürlich recht, wenn Sie am Schlusse Ihres Briefes sagen: schön oder nicht schön, öde oder reizvoll: der Entscheid, ob ich mich dem politischen Berufe zuwenden soll, wird am letzten Ende davon abhängen, welche Bedeutung ich der Politik beimesse. Halte ich diese für einen überragend wichtigen Kulturfaktor, glaube ich (was weiter dazu gehört), daß gerade in Augenblick und in meinem Lande wichtige politische Probleme zur Lösung reif sind, und (was schließlich noch dazu kommen muß) bin ich der Ueberzeugung, daß meine Mitwirkung dabei von irgend welchem Belang ist, so kann mich mein Pflichtbewußtsein dazu bringen, alle Widerwärtigkeiten des politischen Berufs in den Kauf zu nehmen: um des hohen Preises willen, den zu erringen ich helfen will. Nun geht allerdings meine Meinung dahin: erstens: daß die Politik in ihrer Bedeutung für die Gestaltung des menschlichen Daseins im allgemeinen ganz ungeheuerlich überschätzt wird (dafür hoffe ich, in meinem nächsten größeren Werke, das Sie im voraus „Anti-Politik" nennen: ich danke Ihnen für den Hinweis auf einen so eindrucksvollen Titel! den Beweis zu erbringen und zwar in einem zweifachen Sinne: ich will nachweisen, daß die soziale Lage viel weniger Bedeutung für das Einzelleben hat, als man heute gewöhnlich annimmt und sodann: daß wiederum diese soziale Lage in viel geringerem Grade, als man glaubt, von der Politik bestimmt wird: darauf kann ich einstweilen also nur verweisen mit der Bitte, die wenigen Bemerkungen, die ich in meinem zweiten antipolitischen Artikel in dieser Zeitschrift gemacht habe, noch einmal zu bedenken und selber nachzuprüfen.)

Zweitens glaube ich, daß gerade gegenwärtig in Deutschland kein günstiges Feld für politische Tätigkeit ist: sei es, weil keine Probleme von großer Bedeutung zur Erörterung stehen, sei es, weil wir nicht imstande sind, an ihrer Lösung mitzuwirken: davon handelten die beiden letzten Artikel und werden noch zwei kommende Artikel handeln.

Mein Fazit ist also: daß die Gebildeten gerade jetzt in Deutschland Besseres zu tun haben, als sich im Dienst der Tages- und Berufspolitik zu verbrauchen. So möchte ich es formulieren. Nicht dagegen liegt in meiner Absicht: unpolitische Menschen zu er-

ziehen, wie Sie es ausdrücken. Im Gegenteil: ich möchte gern dazu verhelfen, die erste und wichtigste Bedingung eines politischen Menschen zu erfüllen: Verständnis für Wesen und Bedeutung des politischen Lebens zu wecken. Dazu aber braucht man keine Politik zu „machen", braucht man vor allem nicht berufsmäßiger Parteipolitiker zu werden. Ja — in gewissem Sinne wird man jenes Ziel, „politische Menschen" heranzubilden, vielleicht eher erreichen, wenn man sich vom Getriebe der Tagespolitik fernhält. Und wer weiß? Vielleicht erleben wir es noch, daß Sie selbst sich aus dem Staube des parteipolitischen Lebens zurückziehen in die lichten, freien und reinen Höhen der politisch-philosophischen Betrachtung, um der Praeceptor Germaniae zu werden, den wir immer noch in Ihnen vermuten.

Lassen Sie mich mit dieser Hoffnung schließen und bleiben Sie versichert der ungewandelten Hochschätzung und aufrichtigen Verehrung

Ihres

sehr ergebenen

Werner Sombart.

Napoléon cul-nu.

Von Otto Julius Bierbaum.

Nach den amtlichen Reiseberichten des Generals Keller in Helferts „Napoleon I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba" und mit Benutzung der „Worte Napoleons" (Leipzig, Verlag von Zeitler).

Messe in Fontainebleau am 17. April 1814 —: Das ist der Mann, der sich von Talma kaiserliche Posen zeigen ließ, dann aber den Krönungsmantel seines Zuschnitts mit so persönlicher Herrscherwürde trug, daß nichts von der Schule Talmas, nichts von Komödie, kein Darstellen in die Erscheinung trat, sondern alles, Ruhe und Bewegung, jede Biegung der Hand, jede Bewegung des Kopfes, jeder Schritt und jeder Blick lebendige Majestät selber war, sicherster und edelster Ausdruck der Souveränität des Genies? — Er sitzt im Kirchenstuhl und reibt sich nervös aufgeregt die Stirn, blickt bald scheu um sich, bald wie bedrückt zu Boden und steckt schließlich einen Finger in den Mund, daran zu kauen.

Die Herren Kommissäre der Verbündeten: Feldmarschall-Leutnant Keller für Oesterreich, Oberst Campbell für England, Oberst Graf Truchseß-Waldburg für Preußen, General Graf Paul Andrejevič Schuwaloff für Rußland, finden ihn gar nicht imposant und werden noch heute abend an ihre Höfe melden, daß der souveräne Herr von Elba nur noch den Titel, aber nicht mehr das Auftreten eines Kaisers hat, daß er den Eindruck eines Menschen macht, der mit der Macht um alle Haltung gekommen, der völlig zusammengebrochen ist.

Er kaut am Finger und überlegt, welche Vorwände noch zu machen wären, ein paar weitere Tage zu gewinnen, um noch mehr Packwagen mit Geld, Möbeln, Bronzen, Gemälden, Statuen, Büchern aus dem Schlosse von Fontainebleau fortzuschaffen. Schon sind bei achtzig Wagen voll, die vorausfahren sollen. Es müssen mindestens hundert werden. Man muß immer soviel als möglich mitnehmen, auch wenn man keinen Armeetrain mehr zur Verfügung hat.

Dies ist jetzt das wichtigste. Zum Imponieren fehlt es an Publikum. Alles zu seiner Zeit und am rechten Orte. Diesen Herren da gilt es, jetzt nicht zu imponieren.

Er wird sie nachher empfangen. Durchaus unzeremoniell, in seiner alten grünen Uniform mit den schon etwas schwarz gewordenen goldenen Epauletten; nicht einmal rasieren wird er sich vorher lassen. Den Oesterreicher wird er halbwegs familiär behandeln als den Vertreter des Schwiegervaters; den Russen ausgesucht höflich unter artigen Erkundigungen nach dem Zaren (jedes Wort wird berichtet!); den Engländer mehr als höflich: mit deutlicher Hochachtung für die Nation, deren Urteil über ihn ihm jetzt am wichtigsten ist; aber den Preußen wird er es fühlen lassen, daß seine Begleitung ihm überflüssig erscheine, da auf dem Wege von Fontainebleau zur Küste keine preußischen Truppen zu passieren seien.

Ein kurzer, bittrer Gedanke zurück: daß ich diesen König von Preußen nicht — gestrichen habe! Ein dunkler Blick über die Köpfe der Kommissäre weg: Ich und entsagen? Ich gebe nichts auf.

*

Im Schlosse bis zur Abreise —: Offiziere und Boten von der Armee, aus Paris, aus Rambouillet. Auszeichnungen durch Geschenke und Ernennungen. General Cambronne und Oberst Mallet befehlen die achthundert Mann Garde, die sich gemeldet haben, mit nach Elba zu gehen. Graf Bertrand wird Oberst-Marschall; Oberst Jemanowski Flügeladjutant; Deschamps und Baillon werden Palastadjutanten; Sieur de la Peyrusse geht als kaiserlicher Schatzmeister mit, Retfery als Kabinettssekretär, Fourreau als Arzt. Gut, daß auch Generalleutnant Graf Drouot, seit dem spanischen Feldzuge stets in des Kaisers Begleitung, mit nach Elba kommen wird. Es gibt keinen besseren Artilleristen . . .

Man wünscht, ihm österreichische Garden zur Begleitung mitzugeben? Wozu? „Um durch Frankreich zu reisen, brauche ich nicht einmal meine eigene Garde, geschweige eine fremde. Eigentlich brauche ich nichts als einen englischen Kommissär wegen der Seefahrt im Mittelländischen Meere."

Wenn der Kaiser von Oesterreich wünscht, ihm jemand zur Begleitung zu geben, so kann es sich nur um eine Person handeln: die Kaiserin.

Vor allem aber: genaueste Ordnung in der Angelegenheit der im Vertrage von Paris ihm zugesicherten Dotation und keine Versuche, die Insel Elba vor seiner Ankunft allen Geschützes und Kriegsbedarfs zu entblößen. Was ist ein Souverän ohne Kanonen und Munition? Glaubt man vielleicht, er wolle mit dem Titel eines Kaisers die Funktion eines Bürgermeisters ausüben? Haben diese Fürsten so wenig Respekt vor dem Gedanken der Souveränität, daß sie einen der ihrigen zur Karikatur machen wollen? Oder fürchten sie, daß ich Europa von Elba aus mit Krieg überziehen werde, wenn ich ein paar Kanonen habe?

„Das wird eine Insel der Ruhe und des Friedens werden."

*

Auftakt zum Abschied (am Morgen des 20. April 1814) —: Der Kaiser (zum eintretenden General Keller): Ich habe Sie rufen lassen, General, um Ihnen zu sagen, daß ich nicht reisen werde. Ich überlege mir sogar, ob ich nicht meine Abdankung zurücknehmen soll, da die Verbündeten ihr Wort nicht halten. Glauben Sie, ich gehe in die Falle, die man mir legen will, indem man Elba heimlich wehrlos macht? Glauben Sie, ich bin gezwungen, dorthin zu gehen? Mehr als tausend Depeschen habe ich allein vergangene Nacht erhalten, die mich beschwören, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen. Und ich kann es, denn meine Garde ist bei mir. Ich denke, Sie kennen diese alten Soldaten. — Und was soll es heißen, daß Ihr Kaiser sich weigert, meine Frau zu mir zu lassen? Der Kaiser von Oesterreich ist ein Mann ohne Gewissen, der sich nicht scheut, die Ehe seiner Tochter trennen zu wollen, und Kaiser Alexander ist ein Mann ohne Höflichkeit, der es über sich gewinnt, eine Frau zu verhöhnen. Warum sonst hat er den König von Preußen mitgeschleppt, als er die Kaiserin, der er die Regentschaft entzogen hat, in Rambouillet besuchte? Nur, um einen König im Gefolge zu haben? Was kann dieser König meiner Frau haben sagen wollen? Grobheiten? Dazu hat nur ein Mann von Geist das Recht, insofern er den Moment dazu zu wählen versteht. Aber dieser König! Ich für mein Teil würde mich nicht dazu herablassen, ihn zu empfangen, obwohl das Schicksal gegen mich entschieden hat, dieses Schicksal, das schließlich doch immer wieder die Dummköpfe bevorzugt.

Keller: Sire, es lag in Ihrer Hand, dieses Schicksal abzuwenden, — in Prag, im Sommer 1813.

Der Kaiser: Ja, ja, Prag. Sie haben recht. Damals habe ich geträumt. Ist es nicht erlaubt, zu träumen? — Aber ich bin davon zurückgekommen. — Ueberdies hat man mir damals nicht Zeit genug zu reiflichen Ueberlegungen gelassen. Man schob, trieb, hetzte.

Keller: Sire, man fürchtete, Sie wollten nur Zeit gewinnen, um neue Kräfte zum Kriege zu sammeln.

Der Kaiser: Wie klug ich euch gemacht habe. Ihr habt wirklich etwas von mir gelernt. — Und so kann ich ja wohl abtreten und Mathematik studieren. Indessen werdet ihr sehen, mit was für Gefahren und Sorgen die Matratzen gestopft sind, auf denen ihr euch von den Unbequemlichkeiten ausruhen wollt, die euch euer Lehrmeister bereitet hat. — Gut, ich gehe, aber ich sage Ihnen: Ich komme wieder, falls ich den geringsten Anlaß zu der Befürchtung finde, daß nicht ehrlich mit mir verfahren wird. Melden Sie das Ihrem Fürsten Metternich, der sich für meinen besten Schüler hält, weil er am besten lügen kann. Doch hat er dies von Talleyrand gelernt, und nicht von mir, der ich nie gelogen habe. Der Starke hat nicht nötig zu lügen. Wenn er die Wahrheit überwältigt, so ist sie keine mehr. Sonst müßte man auch Eroberung Diebstahl nennen, und dieses Wort gebührt

nur Handlungen, wie denen des Grafen Artois, der die mir abgenommenen Millionen in seine Tasche gesteckt hat. So klein und dumm kann nur ein Bourbon handeln. Nimmt das Geld, womit ich meinen Soldaten den rückständigen Sold zahlen wollte! Solche Dispositionen sind sehr dazu geeignet, die gegenwärtige Regierung zu festigen.

Graf Büssy (eintretend): Sire, ich melde im Auftrage des Oberst-Marschalls, daß es bereits ½11 und alles zur Abreise bereit ist.

Der Kaiser: Seit wann gilt für mich die Uhr des Oberst-Marschalls? Ich werde reisen, wann ich will, und vielleicht will ich gar nicht.

*

Der Abschied von der Garde (gegen 12 Uhr desselben Tages) —: Der Kaiser steigt die Marmortreppe des Schlosses hinab in den Hof. Die Garde steht unbewegt — wartend. An allen Zugängen drängt sich Volk. Hier steckt der Kaiser den Finger nicht in den Mund. Er läßt die Trommeln rühren, alle Offiziere einen Halbkreis um sich bilden und hält seine Rede an Frankreich, an Europa. Wie er die Adler an sein Herz drückt, erst die Fahne, dann den General küßt und mit den Worten schließt: „Möge dieser letzte Kuß in alle eure Herzen dringen!“, da löst sich die starre Masse der breiten Front in einer großen Erschütterung weinender Männer, und die Offiziere küssen des Kaisers Hände und Kleider. Auch die Kommissäre waren ergriffen, und der Engländer konstatierte laut: „Das ist wohl eine rührende Szene und würdig dieses großen Mannes.“

Wohl eine rührende Szene ... Als Aktschluß angelegt, aber nicht für einen Schlußakt. Jedoch darauf berechnet, auf das fremde Logenpublikum so zu wirken.

Der Kaiser besteigt mit dem Oberst-Marschall seinen Wagen. Gardekavallerie und ein Wagen mit dem General Drouot setzen sich an die Spitze. Hinter dem Kaiser folgen, jeder in einer Kutsche für sich, der Oesterreicher, der Russe, der Engländer, der Preuße. Sie begleiten den Kaiser aus Frankreich hinaus.

Nach Frankreich hinein fahren, reiten, marschieren die napoleonischen Generale, Offiziere, Soldaten.

*

Die ersten Etappen bis hinterwärts Lyon (20.—24. April) —: Der Kaiser, den jetzt noch seine reitenden Garden begleiten, hält sich die Herren Kommissäre vom Leibe. Nur wenn vor seinem Quartiere kaiserlich Gesinnte sich ansammeln und Vive l'empereur rufen, läßt er den einen oder andern Zeuge dieser Erscheinungen sein und fragt dann: „Nun, mein Herr, was sagen Sie dazu? Stimmt das zu dem Zeitungsgewäsch, wonach ich jetzt der schwarze Mann für die Franzosen bin?“ — Aber im Innern ist er voller Besorgnisse. Er weiß: Der Anblick der reitenden Garde hält die weißen Kokarden zurück, und es wird anders kommen, wenn seine schönen Reiter nicht mehr bei ihm sein werden. Zumal vor Lyon hat er Angst, und er fährt des Nachts durch. Wird auch leutseliger zu den Kommissären und macht sogar recht unkaiserliche Scherze. Erzählt seine Laufbahn und schließt mit den Worten: „Alles in allem ist es kein schlechtes Geschäft gewesen, wenn man bedenkt, daß ich die Partie mit einem Taler zu sechs Franks in der Tasche begonnen habe und mich jetzt mit hundert Packwagen aus dem Spiele zurückziehe.“

— Galgenhumor, — denken sich die Herren Kommissäre.

*

Eine Begegnung (zwischen Tain und der Isère) —: Die reitenden Garden sind umgekehrt, die weißen Kokarden zeigen sich. Unerwünschter Anblick. Aber ein fatalerer steht bevor. Auf den kaiserlichen Zug stößt eine sechsspännige Karosse mit zwei Vorreitern. Der Karosse entsteigt Augereau, von Napoleons Gnaden Marschall von Frankreich und Herzog von Castiglione. Er hat gut sechsspännig fahren, denn ein paar Tage vorher hat er eine Proklamation an seine Truppen erlassen, in der er seinen ehemaligen Herrn beschimpft und verlangt, daß seinem neuen, dem Könige, der Treueid geleistet werde. Demgemäß benimmt er sich jetzt: kalt, fast impertinent.

„Wohin des Weges?“ fragt ihn der Kaiser, „an den Hof?“

„Vorläufig nur nach Lyon,“ antwortet er kurz.

Der Kaiser steigt aus und geht mit ihm eine Viertelstunde lang auf und ab. Wie sie sich trennen, zieht der Kaiser den Hut und umarmt ihn. Er aber behält die Hände auf dem Rücken, rührt nicht einmal an seine Mütze und winkt schließlich mit fast wegwerfender Geste eine Art Lebewohl zu.

General Keller, ein braver Soldat, aber nicht geeignet, einen Napoleon zu durchschauen, glaubt, die kaiserliche Umarmung beweise, daß der entthronte Souverän sich falschen Meinungen über die Anhänglichkeit seiner Kreatur hingebe, und er zeigt ihm die Proklamation.

Der Kaiser wirft einen Blick darauf und sagt: „Gott, ja, die Menschen sind schlecht. Aber das ist keine Neuigkeit für einen Mann, der sich das Zeugnis geben darf, sie immer nach dem Maßstabe dieser Erkenntnis behandelt zu haben."

*

Nicolas masqué —: Fatale Nachrichten fliegen dem kaiserlichen Zuge entgegen: In Marseille hat man das Standbild des Kaisers zertrümmert; royalistische Agenten wiegeln das Volk auf, den „Nicolas", das Untier, wie ihn die Provenzalen nennen, nicht lebendig passieren zu lassen; der vorausgeschickte Wagenzug ist bei Avignon angehalten worden, und seine Führer haben ihn nur retten können, indem sie alle kaiserlichen Abzeichen entfernten und sich weiße Kokarden an den Hut steckten. — Ganz recht so! meint der Kaiser. Er bleibt ruhig, drängt aber zu immer schnellerer Fahrt. Er drückt sich tief in die Ecke des Wagens, wenn man durch Ortschaften kommt, sei's auch bei Nacht. Und bei Nacht wie bei Tage umgibt ihn das Geheul: „Nieder mit dem Untier! Tod dem Tyrannen! Schuft! Dieb! Mörder! Es lebe der König! Hoch die Alliierten, die uns von dem Scheusal befreit haben!" Zuweilen fliegen Steine gegen die Kutsche. Sein Leibjäger wird einmal von einem Wütenden mit dem Säbel in der Faust angefallen. Im Dorfe Orgon, wo Umspann stattzufinden hatte, stand gleich neben den neuen Pferden ein Galgen, an dem eine Strohpuppe hing, mit Kot und Blut und schmutzigen Verwünschungen beschmiert. Wie der kaiserliche Wagen hält, starren wütende Gesichter hinein, und man brüllt: Gehängt mußt du werden, Bestie! — Der Kaiser denkt an die Rückkehr Ludwigs XVI. nach der mißlungenen Flucht, während die Kommissäre, bereit, ihn mit ihren Leibern zu decken, im Verein mit seinen Getreuen den Wagen umzingeln, indessen umgespannt wird. — Napoleon ist blaß geworden; seine Züge haben sich wie im Krampfe entstellt. — Soll das das Ende sein? In einem schmutzigen Dorfe aus dem Wagen gezerrt, in Stücke zerrissen werden? — „Fort! Fort! Schneller!" — Kaum sind sie aus dem Dorfe, kommt ein Reiter daher und meldet, daß sich Banden zur Ermordung des Kaisers gebildet haben. — „Unsinn!" Er lächelt verächtlich. Wie aber der Reiter weg ist, zieht er seinen Uniformrock aus, legt einen einfachen blauen Ueberrock an und setzt sich einen runden Hut mit einer großen weißen Kokarde auf. — Er hat also doch auch dies vorgesehen gehabt trotz seiner Erklärung, daß er ohne Garden durch Frankreich reisen könne .... Und nun verläßt er den Wagen, setzt sich zu Pferde und galoppiert, nur vom Vorreiter Amaudru begleitet, mit verhängten Zügeln voraus. Man soll ihn für einen Kurier halten. So sprengt er mitten durch wartenden Pöbel durch die Dörfer Saint-Canat und Lambesc. Auf einem Hügel vor Aix hält er. Die Stadt liegt vor ihm. Soll er es wagen und hinab ....? Nein. Er erinnert sich, an einem kleinen Wirtshaus vorübergekommen zu sein. Dorthin zurück.

Eine kleine, schwatzhafte Provenzalin empfängt ihn: „So, Sie sind vom Gefolge des Kaisers?! Gestern waren vornehme Herren hier. Die hatten ganz recht, wenn sie sagten: Wie kann man dieses Monstrum auf eine Insel so nahe bei Frankreich lassen. Das meine ich auch. Umbringen soll man ihn! Hat die Regierung den Mut dazu nicht, so wollen wir's besorgen, wir, das Volk, das er solange bestohlen und zerfleischt hat. Und wenn es uns nicht gelingt, so werden sich hoffentlich Menschenfreunde auf dem Schiffe finden, die das Untier ersäufen. Sie sagen, Sie sind Engländer. Nun wohl: mögen uns die Engländer diesen Dienst erweisen, wenn wir selber nicht an ihn herankommen. Sicher werden sie es tun!"

„Sicher," antwortete der Engländer, der auch seinen Namen genannt hat: Oberst Campbell, und er beauftragt seinen Begleiter, den Kommissären entgegenzureiten und ihnen einzuschärfen, daß man ihn als Oberst Campbell anrede.

Indessen ist sein Kammerdiener Pélart angekommen. Er setzt sich neben ihn, lehnt sich an dessen Schulter und schläft ein. Wie er erwacht, murmelt er, halb zu sich, halb zu dem Diener: „In Elba wird's gut sein. Besser denn je. Nichts mehr von Politik. Nur die Wissenschaften. Weißt du nun, was das Volk ist? Siehst du nun, wie recht ich hatte, die Menschen zu verachten? Dieses Frankreich! Dieser Undank! Und der Ehrgeiz —: welch ein Unsinn!" — —

Als erster von den Kommissären tritt der Preuße ein. Der Kaiser schrickt zusammen und wendet ihm sein Gesicht zu. Es ist naß. Er hat geweint.

— „Setzen Sie sich hierher! Oder nein: Gehen Sie auf und ab. Ignorieren Sie mich. Diese Leute dürfen keinen Argwohn schöpfen."

So auch zu den anderen.

— „Diese Leute hier sind Bestien, zu allem fähig. Oh, und dabei bin ich krank. Ich habe eine verborgene Krankheit, die mir viel zu schaffen macht. Sehen Sie mich an! Das ist das Gesicht eines Kranken."

Das Essen wird aufgetragen.

— „Hat es mein Koch bereitet?"

— „Nein, die Wirtin."

Er rührt keinen Bissen an und läßt sich eine Flasche Wein und ein Brot aus dem Wagen bringen. In der Gegenwart der Wirtin scherzt er. Ist sie hinaus, so spricht er von nichts als von der hier ihm drohenden Gefahr.

— „Wie heißt das Wirtshaus?"

— „La Calade."

— „Dieser Ort soll nicht berühmt durch meinen Tod werden. — Ist denn keine Türe nach hinten da? — Nein? — Wie gräßlich! — Sehen Sie doch nach, wie hoch das Fenster überm Erdboden ist."

— „Es ist vergittert."

Er erbleicht —: „Die richtige Falle. Ich werde nicht hinauskommen. — Was sagen die Leute? Haben Sie ihnen gesagt, daß der Kaiser schon voraus ist?"

— „Sie glauben es nicht."

— „Was tun!? Was tun?! Wie komme ich fort, ohne daß diese wilden Tiere mich erkennen!"

Er steht auf, läuft hin und her. Murmelt.

Plötzlich bleibt er vor dem Adjutanten des Grafen Schuwaloff stehen und zieht seinen Rock aus: „Ziehen Sie diesen Rock an! Setzen Sie meinen Hut auf!"

Dann zum General Keller: „Schnell Ihre Uniform, General!"

Er zieht sie an und steht nun in österreichischer Generalsuniform mit dem Bande des Theresienkreuzes da. Und nun ist er wie auf dem Schlachtfelde und disponiert: „Sie gehen voran, Drouot! Dann Sie, Herr Adjutant!" (der Verkleidete, der sich nötigenfalls erschlagen lassen soll). „Dann Sie, General Keller! Hinter Ihnen ich. Nach mir Graf Schuwaloff. Dann Graf Truchseß. Das Gefolge ohne Ordnung durcheinander. Alles sehr schnell. Recht schnell, Drouot! Recht schnell!" So drängt man hinaus, zwischen offenen Mäulern und aufgerissenen Augen zu den Wagen. Gendarmen aus Aix machen Raum.

Der Kaiser setzt sich zur Linken Kellers in den vierten Wagen.

„Haben Sie gesehen, daß die Schufte Fünffrankstücke in der Hand hatten, mich nach dem geprägten Bilde zu erkennen? Wer hat ihnen die Fünffrankstücke gegeben? Ich! Kanaille! Die Franzosen sind ein Volk ohne alle Dankbarkeit, und die Provenzalen sind die schlechtesten unter ihnen, die geborenen Mörder, zu jeder Heimtücke fähig, aber in der Schlacht keinen Schuß Pulver wert. — Vor achtzehn Jahren wurde ich mit einer Abteilung in diese Gegend geschickt, zwei Royalisten aus den Händen des Pöbels zu retten, der sie zerreißen wollte, weil sie weiße Kokarden trugen. Ich habe es mit Gefahr meines Lebens getan. Und jetzt dingen diese Royalisten Mörder gegen mich. Hören Sie nur, hören Sie, wie die Bestien brüllen! Gottlob, daß sie mich nicht erkennen. Ich habe nie einen besseren Gedanken gehabt als diese Maskerade, die Sie immerhin unwürdig nennen mögen. Es gibt Momente, wo Würde Dummheit ist, Mut Albernheit. Man muß immer die Hauptsache im Auge behalten. Welchen Rock ich anhabe, ist nebensächlich, jetzt wo es mein Leben gilt, und ebenso nebensächlich ist es, ob ich jetzt eine gute Figur mache. Nur nicht sterben! Nur nicht jetzt, hier, würdelos und wirkungslos zu Grunde gehen. O, wie mir davor graust!"

Der brave General zu seiner Rechten hat dem Fürsten Metternich ausführlich Bericht erstattet über die „Feigheit" Napoleons, und wie sie sich auch als komödiantenhafte Verschlagenheit äußerte. So mußte Peter Schönborn, der Kutscher des Generals, unablässig und ostentativ aus seiner Tabakspfeife qualmen, sobald man durch belebte Orte kam, und, damit man erst recht nicht in diesem Wagen den Kaiser vermutete, stellte dieser an den General das Ansinnen, dann auch noch recht laut und ungeniert zu singen.

— „Aber ich kann durchaus nicht singen, Sire."

— „So pfeifen Sie wenigstens!"

„Und mit dieser sonderbaren Musik wurde überall der Einzug gehalten, während der Kaiser, durch den Weihrauch der Tabakspfeife eingeräuchert, in eine Ecke der Kalesche gedrückt sich tief schlafend stellte." (Truchseß: Napoleon Buonapartes Reise von Fontainebleau nach Fréjus. Berlin 1815.)

*

Demaskiert (vom 26. April an) —: In Le-Luc wartet eine Ehrenwache Liechtensteiner Husaren. Der Kaiser fühlt sich sicherer und zieht die österreichische Uniform aus. Mit dem gewechselten Kleide gewinnt er die alte Haltung. Wie er hört, daß eine bloße Brigg ihn zur Fahrt nach Elba aufnehmen soll, wettert er: „Was soll das heißen? Eine armselige Brigg? Ich wünsche einen Dreidecker! Ich bin es, der Frankreich eine Marine gegeben hat, und ich wünsche nicht, in einer Brigg transportiert zu werden. C'est cochon ça!" — Aber er tut nur wütend. Was er wirklich wünscht, ist, auf einem englischen Schiffe zu fahren. Seit La Calade mißtraut er den Franzosen. — Es wird ihm zugestanden, und er zeichnet den englischen Kapitän Usher, den er zur Tafel zieht, auffallend aus.

Spricht von den Plänen, die er noch für Frankreich gehabt habe, und redet dabei von „seinen“ Flotten in Toulon, Antwerpen, Brest, von „seiner“ Armee in Hamburg, von „seinen“ Mörsern in Hyères. — Die bösen Tage in der Provence scheint er vergessen zu haben. Am 28. April schreibt er seiner Frau (ganz im Stile eines Souveräns): „Meine gute Luise, Ich bin in Fréjus angekommen. Ich war mit dem Geiste Frankreichs sehr zufrieden bis Avignon, aber von Avignon an habe ich ihn sehr grausam gefunden.“ Vom selben Datum ein Brief an den Kaiser von Oesterreich mit der Anrede: „Monsieur mon frère et très cher beaupère“. — Dem Grafen Truchseß dankt er beim Abschied für seine Dienste, fügt aber kein Wort des Grußes an den König von Preußen bei, während er dem sich verabschiedenden Grafen Schuwaloff warme Empfehlungen für den Kaiser Alexander mitgibt. — Zu Schiff ist er sehr aufgeräumt und nimmt kein Blatt vor den Mund. „Eine Schande,“ sagt er zum Obersten Campbell, „daß die Spanier euch Gibraltar nicht wieder wegnehmen.“ „Es gilt für uneinnehmbar“, meint dieser, aber der Kaiser lacht: „Ach was, mit Kanonen geht alles.“ Und, zu demselben: „Nun werdet ihr ja euren Handelsvertrag mit Frankreich kriegen, — jeden, den ihr wollt. Die Bourbons, diese armen Schlucker, unterzeichnen, was befohlen wird. Sie sind froh, daß sie leben dürfen und wieder in ihren Schlössern wohnen und in ihren Parks spazieren. Nur zu! Der Handelsvertrag mit euch wird der Grund sein, daß sie wieder fortgejagt werden.“ Und zum Grafen Clam, der seine reiche Phantasie gerühmt hatte: „Viel Phantasie? Beinahe zuviel!“ Und zum General Keller, auf La Calade anspielend: „Je me suis montré cul-nu. Was tut's? Ich durfte den Bourbons nicht das Vergnügen machen, mich von ihren Sendlingen abschlachten zu lassen. Ein Kaiser hat seine Ehre für sich. Heben Sie die Uniform gut auf, die ich getragen habe. Es wird einmal eine interessante Napoleon-Reliquie sein.“

Man umfährt das Kap Corse. Der Kaiser lüftet den Hut.

Ein letzter Abschiedsgruß, meint seine Umgebung, und hebt gleichfalls die Hüte.

Er denkt sich: Ich kam schon einmal von einer Insel.

*

Porto Ferrajo, den 4. Mai 1814 —: Die Herren Fidanza und Buonafede, Deputierte der Insel Elba, hatten an die Puissances alliés eine Zuschrift gerichtet, die in einem tropenblumenreichen und sehr hitzigen Stile dagegen protestierte, daß ihre Insel zum Käfig des „reißendsten Untieres ausersehen sei, das jemals die Natur erzeugt habe“. „In die Wüsten Afrikas, zu Tigern und Leoparden, die seine einzig entsprechende Umgebung sind, sollte man diesen entsetzlichen Feind des Menschengeschlechts schicken . . . Wenn er eine Spur von Ehre hätte, würde er begreifen, daß die Tatarei der einzige Zufluchtsort ist, der ihm gebührt. — Minos erwartet ihn und hält ihm die Qualen des Sisyphus, Tantalus, Ixion und Prometheus bereit. — Geruhen Sie, erhabene und großmächtige Monarchen, nicht unsere Insel zum letzten Schlupfwinkel des Minotauros zu bestimmen, sondern Korsika, das ihn hervorgebracht hat.“

Ueber diese Worte hätte Napoleon gelächelt. Die mehr als kümmerliche Begrüßung, die für Bertrand und Drouot schwerer zu ertragen war als die Insulte der Provence, nahm er mit hohem Ernst und in nicht minder würdevoller Haltung entgegen als damals die Krone Frankreichs aus der Hand des Papstes.

Drei Violinen und zwei Baßgeigen spielten den Einzugsmarsch, ein Baldachin aus schäbigem, verschossenen Sammet, behängt mit bunten Papierkränzen und Goldpapierblumen, erwartete ihn. Bürgermeister, Beamte und Geistliche in altmodischen, dürftigen Gewändern standen betreten herum. Der Kaiser ging zuerst in die Kirche zum Tedeum, dann in die Munizipalität, sich die Diener seines neuen Staates vorstellen zu lassen. Dann setzte er sich zu Pferde und nahm die Befestigungswerke in Augenschein.

Seine erste Handlung war, eine Proklamation zur Bildung eines Truppenkörpers aus Eingeborenen zu erlassen.

— „Wenn die Mächte etwas dagegen haben, werfe ich mich in meine Festungen und trotze jeder Blockade.“

Es bereitete ihm inniges Vergnügen, zu bemerken, daß der gute General Keller all das für bare Münze nahm.

— Nun haben mich Oesterreich, Rußland, England, Preußen cul-nu gesehen, — und dennoch glauben sie an meine Papierkrone. Sie sahen mich gegeißelt und genießen nun den Anblick meiner Verhöhnung. Daß ich ewig bleibe, der ich war, begreifen sie nicht. Sie sind nicht gewöhnt, mit Größen zu rechnen, und albern schnell bereit, einen Großen für klein zu halten, wenn er sich klein stellt.

Wilhelm der Bekenner.

Kehren dem Deutschen die unbehaglichen, die trüben Stunden der Kaiserreden wieder? Im Laufe weniger Tage haben wir sechs Allokutionen vernommen: aus Hannover, aus Tecklenburg, Bielefeld und Münster. Keine war mit ungemischter Freude zu lesen, und eine steht den schlimmsten Entgleisungen früherer Jahre kaum nach. Der grazienlose Reigen begann mit der Antwort auf die Ansprache des Bürgermeisters von Hannover. „Daß es möglich gewesen ist", war in ihr zu lesen, „den Frieden so lange zu erhalten, verdanken wir nächst der gnädigen Fügung des Himmels, dem Schwert der bewährten Truppen, die wir auch hier sehen. Gebe Gott, daß es mir gelingen möge, fernerhin dieses kostbare Unterpfand zu erhalten." (Variatio delectat. In Münster: „Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, mit des Herrn Hilfe den Frieden zu erhalten"; in Tecklenburg: „Den Pokal, gefüllt mit deutschem Wein, trinke ich auf das Wohl der Grafschaft Tecklenburg mit dem Wunsche, daß Gottes Segen sie behüten möge, daß er mir die Kraft verleihen möge, auch fernerhin den Frieden zu bewahren, damit Sie ungestört Ihren Geschäften nachgehen können.") Der Wunsch ist leicht zu erfüllen. Die Anstrengung, den Frieden zu erhalten, war nicht allzu beträchtlich und wird, wenn wir die bewährten Bahnen unserer bisherigen Politik muthig weiter schreiten, auch nicht allzu viel Schweiß kosten. Sind wir auch weiterhin, wie in den letzten Jahren, zu jedem Opfer bereit: niemand hat Dir, Michel, etwas an. Nie hat Eduard, nie Delcassé oder Clemenceau an einen Angriffskrieg gegen uns gedacht, und da wir selbst für den Frieden quand même schwärmen, so haben wir zu seiner Sicherung weder „des Himmels gnädige Fügung", weder ein „Schwert" noch „bewährte Truppen" nöthig.

Vierundzwanzig Stunden später, bei der Paradetafel im Rittersaale des hannoverschen Residenzschlosses: „Das zehnte Korps haben Sie mir in einer vorzüglichen Verfassung auf dem Paradefelde gezeigt, und aus den Gesichtern der Leute leuchtete die Freude an dem Tage und an dem militärischen Handwerk. Ich brauche nur hinzudeuten auf die Art und Weise, wie die Kolonnen ihr ‚Guten Morgen' herausstießen. Darin saß ein so energischer forscher Zug, daß ich mich darüber gefreut habe." Aehnliche Laute wurden bald darauf in Münster gehört. Wenn der Kriegsberichterstatter des „Börsencourier" Aehnliches schriebe, brauchte man kein Wort zu verlieren; vom obersten Kriegsherrn darf man billigerweise mehr verlangen. Doch wer macht heute bei uns noch Ansprüche? A ceulx qui nous régissent et commandent, qui tiennent le monde en leur main, ce n'est pas assez d'avoir un entendement commun, de pouvoir ce que nous pouvons; ils sont bien loing au dessoubs de nous, s'ils ne sont bien loing au dessus. So hat, vor mehr als drei Jahrhunderten, Montaigne gefühlt und gesprochen. Wir haben umgelernt; verlangen längst vom Meister nicht, was wir vom Gesellen fordern, beglaubigen Ergüsse, die prüfender Vernunft nicht Stand zu halten vermögen, und verwechseln den Mangel an Hemmungsvorstellungen mit Stärke des Willens oder Intensität des Empfindens.

War schon das Vorspiel nicht lieblich, so war, was im Münstrer Landesmuseum folgte, schmerzhaft. Unglücklicheres haben wir selbst von diesem fleißigsten aller gekrönten Redner selten gehört, und Mancher hat, als er die Rede in seinen vier Wänden las, gestöhnt, hat gefragt, ob man an der Schwelle der Fünfzig, als Großvater, noch ein Anrecht auf die Beneficien der Jugend habe, und erwartet, daß Theologen, Sozial-, Nationalökonomen und Politiker sich zum Widerspruch melden. Nicht Einer. Le signe, hat Ernst Renan einst geschrieben, qui montre qu'une politique est conforme aux nécessités du temps, c'est quand elle peut se passer de talent, quand aucune faute ne la tue. In diesen gesegneten Zuständen leben wir, sind, wie Leibniz, wie Katharina die Zweite einst (mit mehr Grund

freilich) vom Land ihrer Laune, überzeugt, daß Alles zum Besten bestellt sei in der besten der Welten. Was von oben kommt, ist wohlgethan, Widerspruch wird nicht gewagt, auch an den Kanzler nicht die unbequeme Frage gestellt, warum er seinen Kaiser und Herrn wieder ohne ministerielle Bekleidungsstücke durch diesen feuchten Herbst reisen läßt. „Die Provinz Westphalen, sprach Der, bietet ein schönes Bild dafür, daß es möglich ist, historische, konfessionelle und wirtschaftliche Gegensätze in versöhnlicher Weise zu einen in der Liebe und Treue zum gemeinsamen Vaterlande.“ Wer mag den Kaiser so unrichtig informirt haben? Dieses schöne Bild sieht, jeder im Reich weiß es, in der Wirklichkeit beträchtlich anders aus. Kaum ein Stückchen deutscher Erde zeigt so, wie Westphalen, das Bild sich befehdender Gegensätze auf wirtschaftlichem Gebiet, zeigt so starke Spannungen auf konfessionellem, und in der „nationalen“ Wahlschlacht dieses segensreichsten aller Jahre haben die Männer der rothen Erde, deren Liebe und Treue zum Vaterlande eben gerühmt ward, von siebzehn Sitzen gleich ein rundes Dutzend den mit der Reichsacht belegten Sozialisten und Centrumsleuten überlassen und schickten Herrn Stöcker, den hitzigsten Vertreter religiöser Intoleranz, in den Palast am Königsplatz. Dies „schöne Bild versöhnlicher Einheit“ möchte der Kaiser „gern auf unser gesamtes Vaterland übertragen sehen“ und glaubt, daß „zu einer solchen Einigung aller unserer Mitbürger, aller unserer Stände nur ein Mittel möglich ist: das ist die Religion“. Der Gedanke ist nicht neu; oft schon hat ihn der Kaiser bekannt, hat sogar gesagt, daß nur gute Christen gute Soldaten sein könnten. Friedrich der Große war anderer Meinung und hat in seinen Pensées sur la religion ein ganzes Capitel (das fünfzehnte) dem Nachweis gewidmet, „que la religion n'est pas nécessaire pour la société civile, qu'elle tend à la détruire, qu'elle retient dans des bornes légitimes moins de personnes qu'on ne pense“. Und Schelling, dem kein Urteilsfähiger Verständnis für religiöses Empfinden absprechen wird, hat gemeint: „Je süßer ein Volk von der übersinnlichen Welt träumt, desto verächtlicher, unnatürlicher ist es selbst.“ Und wenn wir wenigstens erführen, was der Kaiser unter Religion verstanden wissen will. Mit der Ablehnung des „streng kirchlichen dogmatischen Lehrbegriffs“ ist uns blutwenig geholfen. Schließlich ist der Religion der dogmatische Lehrbegriff so eigen, wie der Mathematik ihre Beweisart; tausendfach mag der Inhalt der Lehrsätze wechseln, die Methode, ihre Wahrheit zu erweisen, wird immer dieselbe sein. Was nutzts, wenn Wilhelm der Zweite zum Beichtiger wird und den Schleier von der eigenen Seele zieht?

„Ich habe, sagt er, in meiner langen Regierungszeit — es ist jetzt das zwanzigste Jahr, das ich angetreten habe — mit vielen Menschen zu thun gehabt und habe Vieles von ihnen erdulden müssen, oft unbewußt, und oft leider auch bewußt, haben sie mir bitter weh gethan. Und wenn mich in solchen Momenten der Zorn übermannen wollte und der Gedanke an Vergeltung aufstieg, dann habe ich mich gefragt, welches Mittel wohl das geeignetste sei, den Zorn zu mildern und die Milde zu stärken. Das einzige, was ich gefunden habe, bestand darin, daß ich mir sagte: Alle Menschen sind wie du, und obgleich sie dir wehe thun, sie sind Träger einer Seele aus den lichten Höhen, von oben stammend, zu denen wir alle einst wieder zurückkehren wollen, und durch ihre Seele haben sie ein Stück ihres Schöpfers in sich.“

Tausende, Millionen haben vor ihm schon ebenso empfunden, und so oft der Gedanke in den Massen lebendig wurde, hat er Revolutionäre geschaffen. Er erst gibt der Verstandsfrage nach dem Grund der Ungleichheit unter den Menschen die empfindungsschwangere Antwort, preßt dem Arbeiter das Verlangen um Auskunft durch die Zähne, warum, während der Andere ein Vermögen verschlemmt und sein Leben durch alle irdischen Wonnen schleift, warum er mit Weib und Kind aus Kummer und Noth zum Bazillenfraß wird. Und hat, von seinem Standpunkte aus, mit der Forderung Recht. „Für die Frommen, hat Paul de Lagarde gesagt, ist die Religion kein Glaubensbekenntnis, sondern ein Leben. Man trägt die Religion nicht wie einen Leistenbruch oder eine Mastdarmfistel mit sich umher, von denen

man den Mitmenschen gegenüber keine Notiz nimmt." Unthunlich? „Nichts — das sei für den in den Hallen der deutschen Philosophie bewanderten Herrn Kanzler aus Kants Vernunftkritik gesagt — nichts Schädlicheres und eines Philosophischen Unwürdigeres kann gefunden werden, als die pöbelhafte Berufung auf vorgeblich widerstreitende Erfahrung, die doch gar nicht existieren würde, wenn jene Anstalten zu rechter Zeit nach den Ideen getroffen würden und an deren Statt nicht rohe Begriffe eben darum, weil sie aus Erfahrung geschöpft worden, alle gute Absicht vereitelt hätten. Der Kaiser mag das Beste gewollt haben: man kann den Excurs leider nicht loben; für Tischreden ist das Thema zu ernst, und er hätte, wie so oft, besser geschwiegen und seines Herzens Schrein nicht auf öffentlichem Markt ausgestellt. — Wer so, wie er denke, fährt er fort, „der wird auch immer milde Beurtheilung für seine Mitmenschen haben." (Das mag für die Satten gelten. Einstweilen, bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, werden Hunger und Liebe für die Menge, wie bisher, die zwei großen Imperative alles Handelns bleiben.) „Wäre es möglich, daß im deutschen Volke dieser Gedanke Raum gewänne für die gegenseitige Beurtheilung, so wäre damit die erste Vorbedingung geschaffen für die vollständige Einigkeit." (Seit einem Jahrtausend ist Germanien nun christlich, und der vom Kaiser entwickelte Gedanke, der, seit Christen es christlich treiben, gepredigt ward, hat noch immer keine Determinationskraft über unsere Seelen erwiesen? Hat sie früher vielleicht einmal gehabt. Ueber Einzelne, nie über die Masse. Und hat an Wirksamkeit längst schon verloren. „Wir sind, schrieb der erschütterte Renan unter dem Eindruck des année terrible, wie jene Tiere, welche, trotzdem ihnen die Physiologen das Gehirn entfernt, nichts desto weniger mit den übrig gebliebenen Resten des Nervensystems gewisse Lebensfunktionen fortsetzen. Mit der Zeit jedoch werden sich diese instinktiven Bewegungen abschwächen. Gutes zu thun, damit Gott, wenn er wirklich ist, mit uns zufrieden sei, wird den Meisten als eine ziemlich leere Formel erscheinen. Wir leben von dem Schatten eines Schattens. Wovon wird man nach uns leben? . . . Eins ist gewiß, daß die Menschheit aus ihrem Busen schöpfen wird, was immer an Blendwerk nötig ist, damit sie ihre Pflichten erfülle und ihrer Bestimmung gerecht werde. Davon ist sie bisher nicht abgewichen und wird auch in Zukunft nicht davon abweichen." Wärs da nicht eher an der Zeit, sich nach wirksameren Ideen umzusehen? Wilhelm der Zweite ist anderer Ansicht. Er sieht zurück, wie einst, da er an Hollmann schrieb: Christus — „Die größte Offenbarung Gottes in der Welt! Denn Er erschien im Sohne selbst; Christus ist Gott; Gott in menschlicher Gestalt. Er erlöste uns, Er feuert uns an, Er lockt uns, Ihm zu folgen, wir fühlen Sein Feuer brennen, Sein Mitleid uns stärken, Seine Unzufriedenheit uns vernichten, aber auch Seine Fürsprache uns retten." In hoc signo vinces. Das ist ein Glaube, ein starker Glaube. Und mancher wird die Gefolgschaft versagen. „Der Satz, schreibt Harnack im Wesen des Christenthums: Ich bin der Sohn Gottes, ist von Jesu selbst nicht in sein Evangelium eingerückt worden, und wer ihn als einen Satz neben andern dort einstellt, fügt dem Evangelium Etwas hinzu." Kein Deutscher von Rang, seit Leibnizens Tagen nicht Einer, hat sich zu der Ansicht Wilhelms, des Predigers, bekannt. Friedrich der Große nicht, Lessing, Schiller, Goethe, Herder, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Feuerbach, von Hartmann, Nietzsche, Bilharz nicht; selbst unter den Theologen ragt, neben den Katholiken, Schleiermacher als einsame Säule empor. Heute wird das Bekenntnis wiederholt, wird Einigung „in der Person des Erlösers" verlangt; „in dem Mann, der uns Bruder genannt, der uns allen zum Vorbilde gelebt hat, der persönlichsten der Persönlichkeiten. Er wandelt auch noch jetzt durch die Völker dahin und ist uns allen fühlbar in unserm Herzen." Ueber drei Millionen Sozialdemokraten haben im letzten Januar gewählt, mindestens zwei Millionen von ihnen dem Christenthum längst entsagt. Uns allen fühlbar? Wär ers, die laute Mahnung, „in ihm uns zu einigen

und auf seine Worte fest zu bauen", wäre überflüssig, und der ganze theologisch-politische Traktat konnte uns erspart werden.

Und viel Verdruß dazu. Denn bedenklicher noch als der theologische bleibt der politische Teil des Traktats. „Zu solcher Mitarbeit (an der Einigung) möchte ich am heutigen Tage auffordern. In diesem Geist sollen alte und neue Landstheile, Bürger, Bauer und Arbeiter sich zusammenthun und einheitlich in gleicher Treue und Liebe zum Vaterlande zusammenwirken, dann wird unser deutsches Volk der Granitblock sein, auf dem unser Herrgott seine Kulturwerke an der Welt wieder aufbauen und vollenden kann. Dann wird auch das Dichterwort sich erfüllen, das da sagt: ‚An deutschem Wesen wird einmal noch die Welt genesen.'" Mußte auch Das wieder kommen? Wars an der Bremer Rede nicht schon genug? „Unser Herrgott hätte sich niemals so große Mühe mit unserem deutschen Vaterlande und seinem Volk gegeben, wenn er uns nicht noch Großes vorbehalten hätte." „Wir sind das Salz der Erde." Das liebe Ausland hört die neue Versicherung sicher mit dem alten Entzücken und weiß nun, oder glaubt wenigstens zu wissen, daß damals nicht momentane Wallung zu unbedachten Worten drängte. Die erneute Weckung des Mißtrauens konnten wir uns sparen, und der verantwortliche Leiter der Reichsgeschäfte mußte sie hindern. Doch Der hat wichtigere Sorgen.

Die Parlamentsmaschinerie muß untersucht und geölt, die Ventile müssen auf ihre Aktionsfähigkeit geprüft, dem lieben Freisinn muß die empfindliche Haut gestreichelt und Vernunft gepredigt werden, damit der Block nicht vor der Zeit in die Brüche geht. Mit dem Centrum wars doch bequemer, als mit dieser herrlichsten aller Mißgeburten. Qualemcunque formam gubernationis animo finxeris, nunquam incommodis et periculis cavebis, sagt Hugo Grotius. Und hat, leider, so recht. Merken die Herrn Naumann und Schrader, daß Seine Majestät in Münster durch alles Gerede über die Profanaufsicht in den Volksschulen einen dicken Strich gemacht hat, dann werden sie am Ende noch ungemütlicher. Merkwürdig wird übrigens immer das laute Lob bleiben, das des Kaisers Ausführungen über die Sozialpolitik gefunden haben. „Die Sorge für die Arbeiter, deren Wohlstand und ihre Wohlfahrt habe ich als teures Erbe von meinem in Gott ruhenden Großvater überkommen, und es ist mein Wunsch und Wille, daß wir auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge festhalten an den Grundsätzen, die in der unvergeßlichen Botschaft Kaiser Wilhelms des Großen niedergelegt sind." Und deshalb ein Triumphgesang, als ob ein Unerhörtes, Neues angekündigt worden sei? Dabei handelt sichs lediglich um eine glatte Wiederholung des in der Thronrede Versprochenen und ein paar ganz unverbindliche Sätze. Die Erinnerung an das Wollen Wilhelms des Stillen ist auch nicht neu. Wer wünschte den Arbeitern denn nicht eine Besserung ihrer Lage? Uneinig ist man ja nur über die Wahl der Mittel. Sie grade wird aber mit keinem Wort gestreift. Doch die Herrn sinds zufrieden. Principis est virtus maxima, nosse suos, hat Martial gesagt. Und Montaigne hat dafür das pfiffige Witzwort gefunden: Ce que j'adore moi mesme aux roys, c'est la foule de leurs adorateurs. Allzu schwer, sich Hymnen zu sichern, ists den Regenten auch heute noch nicht gemacht. Nie hört der Kaiser ein Wort der Mahnung, nie, im Lande der aufrechten Demokraten, eins des Tadels.

„Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft. . .
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein."

So sprach Goethe einst von Karl August. Und ward drum als Fürstenknecht verschrien. . .

Karl Schnitzler.

Die Sommerabende.

Von Schalom Asch.

Als die „drei Wochen“ in das Städtchen hereingeschlichen kamen, wurde das Sommerleben jäh abgebrochen; die Welt sah aus wie eine Prinzessin, welche in ihren festlichen Gewändern dasitzt und von ihren Liebsten träumt. Ein Windchen bläst und weht über die Grashalme, bewegt sie hin und her, und jedes Blättchen auf dem Ast, jeder Grashalm am Boden weint still in sich hinein um die ganze Welt.

Liebe Sommerabende! Aus verborgenen Welten kommen Massen leuchtender und Massen finsterer Wolken über den Himmel gezogen und vermischen sich in dem weiten Himmelsraum. Die Herrlichkeit von Hell und Dunkel wird von blauen weitgespannten Vorhängen verhüllt. Licht in Licht verwickelt hängt weit und breit über dem Wasser und spiegelt sich in seinen glitzernden, spiegelklaren Wellen; und die Wellen folgen einander, Welle auf Welle, wie wenn sie ihr Herz vor einander ausschütteten; fern, fern neigt sich der Himmel zum Wasser herab, und das Wasser geht im Himmel auf, Himmel und Wasser geben einander den ersten unschuldigen Kuß der Liebe und begeben sich in den dichten Wald zur Ruhe, in den schwarzen Wald, am Ende der Welt ....

Liebe Sommerabende in der Schulgasse! Dunkeltraurige Nebel schmiegen sich an das stille Gäßchen und hüllen es ein, als wollten sie es vor menschlichen Augen verbergen; hinter dem dunklen Wald, am Rande der Welt schimmert noch eine letzte Röte hervor, wie zwischen blauen Meeren abgerissene vergessene Inseln. — Aus dem Fenster des alten Bethauses winkt ein Lichtlein, und eines Frommen Stimme weint im Gäßchen und klagt der Mutter Nacht ... Und die Mutter Nacht nimmt seine Klage auf, versenkt sie in geheimnisvolle Welten und verwandelt sie in einen Ton des Nachtchors; die Frösche im Wasser sekundieren ihm im Takt. Aus dem schwarzen Wald kommt ein verlorenes Rauschen gezogen, und die Nacht nimmt alle die Stimmen in sich auf und verhallt auf dem schwarzen Wege zum Friedhof ... Aus dem Fenster des Wunder-Rabbi dringen zwei große Lichtstrahlen. Er selbst geht im weißen Kaftan einsam in seiner Stube auf und ab, und so oft das weiße Gewand an den beiden Fenstern vorbeizieht, scheint etwas über den weißen Zaun zu huschen, der sich den Fenstern gegenüber befindet. Vor den Häusern haben sich halbentkleidete Menschen, Bürger und Hausfrauen, müde vom Tage, auf Betten hingelagert, um „frische Luft“ zu genießen. Kleine Mädchen spazieren untergefaßt vor den Türen und singen laut:

Geht ein Graf in den Wald hinein,
Trifft ein Mädchen stehen am Baum.
Mädchen, Mädchen, was machst du
Im Wald allein?
— Ich bin in den Wald gegangen
Und finde den Weg nicht nach Haus ...

Auf den Zaun des Gartens Chaunesaras, aus dem mit Birnen beladene Zweige in den Marktplatz hineinragen, klettern die Schulknaben. Sie erhaschen die Zweige und pflücken das unreife Obst. Der Gärtner stürzt heraus, die Kinder entfliehen, nur eins ist zum Unglück hängen geblieben. Der Gärtner reißt ihm die Mütze vom Kopf, und der

Junge steht da und weint; er hat Angst, nach Hause zu seiner Mutter zu gehen. Die Kühe kehren von der Weide zurück, der Hirt spielt auf seiner Pfeife. Die Bürger erheben sich und führen ihre Tiere in den Stall. Von irgendwo läßt sich eine Harmonika vernehmen, das ist Stefan, der einzige Nichtjude der Gasse, der seinem Mädchen Liebeslieder spielt, und die Töne der Harmonika vereinigen sich mit der klagenden Weise des Frommen zu einer traurigen, herzbewegenden Melodie, die fern im Gäßchen ertrinkt.

Liebe, liebe Sommerabende in der Schulgasse! Fern dort in der Richtung des schwarzen Weges zum Friedhof lustwandeln die höheren Schüler des Bethauses in ihren leichten Sommerröcken auf und ab; dort promenieren auch die wohlhabenden Töchter in ihren leichten Kattunkleidchen. Die Jünglinge auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite. Wirft ein Jüngling einen verschämten Blick hinüber, mit den Augen seine Braut suchend, von der er das Verlobungsgeschenk, eine goldene Uhr, auf der Weste trägt, dann schämt er sich und sein Herz klopft ihm ... Will ein Mädchen schüchtern ein Auge auf die Jünglinge richten, um ihren Bräutigam herauszufinden, so tut sie es verstohlen vor ihren Freundinnen, ihr Herz pocht im stillen und ihr dünnes Mieder bewegt sich ...

Liebe Sommerabende in der Schulgasse! Jetzt sind wir aber in den „drei Wochen", das Liebesspiel ist verboten und aufgeschoben bis zum Sabbath des Trostes.

Nur die Nebel, welche das Städtchen in liebe traurige Geheimnisse einhüllen, halten es wach; das Gäßchen schmiegt sich an den Nebel, der Nebel an das Gäßchen, und in der Stille weben sie geheimes Liebesspiel; die Düfte wehen von den Feldern herüber und erfrischen das Herz, die Brust weitet sich, es wird einem so leicht, so lieb, so süß, und man sehnt sich so, geliebt zu werden. Ach, lieber Vater im Himmel!

Liebe Sommerabende in der Schulgasse, wer euch besaß, wer euch verlor ...!

Sexueller Idealismus.

Ein Beitrag zur sozialen Frage von Ernst von Wolzogen. (Fortsetzung.)

So stellt sich denn in unserer herrlichen Zivilisation das Gebiet der sexuellen Zuchtwahl als eine ganz heillose Wirrnis dar, durch die kaum mehr mit dem blanken Messer rücksichtsloser Kritik eine Passage zu erzwingen ist. Höchstens in einigen abgelegenen Alpentälern, oder sonstigen unzugänglichen Inselgebieten, haben besonders gesunde Volksstämme bis auf den heutigen Tag dem vereinigten Ansturm pfäffischen Eifers und gesellschaftlichen Vorurteils Trotz zu bieten und sich ihr Naturrecht kräftig zu bewahren vermocht. Wo die Bauernburschen fensterln gehen, um den Besitz der Schönsten kämpfen wie die Hirsche und nicht daran denken zu heiraten, bevor die Erwählte ihnen nicht ein authentisches Kind geschenkt hat, da allein kann man noch das Vorhandensein naturgemäßer Sittlichkeit behaupten, zumal wenn, wie es in den meisten jener Gegenden der Fall ist, der junge Mann, der ein Mädchen, mit dem er ein Kind gehabt hat, sitzen läßt, der gesellschaftlichen Aechtung verfällt.

Es ist auch nicht wahr, wenn man behauptet, daß die Moral unserer kultivierten Gesellschaft ausschließlich zugunsten der Männer gemacht sei. Sie ist ausschließlich zugunsten des großen Geldbeutels gemacht, denn die armen Männer haben, wie wir gesehen

haben, ebensosehr darunter zu leiden wie die Frauen. Für den reichen Wüstling ist weibliche Ware in jeder geistigen und körperlichen Qualität zu haben, während der arme Mann darauf angewiesen ist, seinem guten Glück zu vertrauen, das ihm günstigenfalls einen hübschen Leib und ein liebevolles Herz zuführt, nur in seltenen Ausnahmefällen aber auch einen Geist, mit dem der seinige Kameradschaft fürs Leben halten kann. Und in ganz ähnlichem Falle befindet sich auch das junge Weib, dem nicht besondere Glücksumstände eine wirklich freie Liebeswahl gewährleisten; denn für ein gesund entwickeltes, geistig begabtes, temperamentvolles Weib ist nicht die Ehe oder die Mutterschaft an sich die souveräne Sehnsucht, von deren Befriedigung die innere Zufriedenheit abhängt, sondern vielmehr der Triumph ihrer Reize. Einen Mann ihres eignen Ranges, oder womöglich gar einen höherstehenden, unter dem Einfluß ihrer Reize sich wie dumm und toll gebärden, ihn durch ihre Hingabe schwärmerisch beglückt, selig verklärt zu sehen, das ist das sexuelle Ideal eines solchen Weibes. Das satte Unterkommen um jeden Preis bedeutet nur für die weiblichen Philister ein erreichtes Lebensziel. Aber das kann man für gewiß ansprechen, daß die treuen Haussklavinnen selbstzufriedener fetter Fresser nicht die Gebärerinnen des Uebermenschen sein werden. Körperliche Kraft, Gesundheit und Schönheit der Nachkommenschaft sind der einzig sichtbare Beweis für einen von der Natur legitimierten Ehestand der Eltern. Die garstigen Schwächlinge, die geistig und leiblich minderwertigen Eheprodukte müssen wir als Bastarde zwischen Natur und Zivilisation ansehen. Daher denn auch wohl die Erscheinung, daß ein Rassetypus um so reiner, ungebrochener vorhanden ist, je weniger sich gesellschaftliche Moral und Sitte von den vernünftigen Vorschriften der Natur entfernt haben. Wieviele Normalgesichter und Normalfiguren gibt es denn aber bei uns, trotz aller behördlichen hygienischen Fürsorge, trotz Sport- und Naturheilverfahren? Wir brauchen nur in die fashionablen Weltbäder zu gehen, insonderheit jene, in denen unvernünftige Tafel- und andere Sinnenfreuden gebüßt werden, und wir finden ein wahres Karikaturenalbum der Menschlichkeit aufgeschlagen. Unsere feisten Brillen- und Glatzenträger können uns nicht zu der Ueberzeugung bringen, daß die Menschheit sich in den letzten Jahrhunderten ästhetisch verbessert habe, und Künstler, Aerzte und Badefrauen wissen, wie überaus selten ein wirklich schöner Körper selbst bei jungen Frauen zu sehen ist. Wenn man nach den Ursachen dieser betrüblichen Tatsachen forscht, dürfen wir aber nicht bei den Sünden einer falschen Ernährung und naturwidrigen Lebensweise stehen bleiben, sondern wir müssen fragen: wie war die Ehe beschaffen, der dies garstige Geschlecht entstammt? Und da werden wir fast regelmäßig finden, daß schöne, geistig wohlbegabte Kinder aus einem glücklichen Liebesbunde, das minderwertige Kroppzeug aber aus konventionellen oder durch sonstige Torheiten verunglückten Ehen stamme. Wenn man nur festhält, daß Schönheit nicht ausschließlich in der zweifellosen Anmut eines regelmäßigen Gesichtes, sondern auch schon in der Harmonie der Körperformen, im geistig belebten Ausdruck, selbst bei Abwesenheit schöner Linien bestehen kann, so werden wir auch die scheinbare Abnormität nicht mehr unerklärlich finden, daß schöne Kinder von durchaus unansehnlichen Eltern herstammen können. Man kann in solchem Falle sicher sein, daß der starke geistige Einfluß einer beglückenden Ehe, bei der der sexuelle Idealismus trotz scheinbaren Mangels äußerer Reize dennoch seine Rechnung gefunden hat, bei der Nachkommenschaft körperlich umgestaltend gewirkt habe.

Das Christentum, welches die Sinnlichkeit mit der Sünde identifiziert, und der Kapitalismus, welcher die Käuflichkeit der Schönheit auf dem Gewissen hat, haben beide zusammengewirkt, um in unserer Zeit der Prostitution zu einer so ungeheuren Verbreitung und einem so unheimlichen Einfluß zu verhelfen. Denn weil die Befriedigung der natürlichen und zugleich idealen sexuellen Sehnsucht unter den modernen Verhältnissen nur so wenigen Menschen möglich ist, muß die Prostitution als Lückenbüßer herhalten; ja noch mehr: bei allen Männern, die niemals das Glück gehabt haben, ihre Glut mit einem schönen Weibe ihresgleichen zu teilen, geht das Gefühl dafür verloren, daß die Prostitution höchstens als trauriger Lückenbüßer gelten könne, und sie gelangen dahin, in der Prostituierten geradezu ihr weibliches Ideal zu erblicken. Nicht nur der unglückliche Krüppel, der arme plumpe Hungerleider, der seine heimliche Schwärmerei dem gedruckten Bilde einer ihm persönlich gänzlich unbekannten Dutzendschönheit vom Tingeltangel widmet, offenbart einen so bemitleidenswert degenerierten Geschmack, sondern ebenso der reiche Lebemann, der sich für diejenige Kokotte am liebsten ruiniert, die die bewegteste Vergangenheit hat, und endlich der Grandseigneur, der Abkömmling aus königlichem oder gar kaiserlichem Hause, der auf alle seine Vorrechte verzichtet, um irgend eine gänzlich unerhebliche Balletteuse oder Brettldiva zu heiraten. Gerade unter der begüterten vornehmen Lebewelt finden wir die Anschauung als einen quasi moralischen Grundsatz bei den Männern verbreitet, daß im legitimen Ehestande die süßesten Freuden der Liebe nichts zu suchen hätten, weil man bei den sogenannten anständigen Damen nicht leichtsinnig den Appetit nach Früchten reizen dürfte, die auch sie vielleicht außerhalb ihrer Ehe in besserer Qualität vorfinden könnten. Darum reserviert der Wüstling seinen sexuellen Idealismus für die Prostituierten; und für den jungen Königssohn, gerade wenn er ein wenig schwärmerisch veranlagt ist, hat der Umgang mit den hübschesten Prinzessinnen keinerlei sexuellen Reiz. Seine Sehnsucht gilt jener lockenden Weiblichkeit, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube macht und die Gefälligkeit als oberste Tugend übt. Wenn, wie es in jüngster Zeit mehrfach vorgekommen ist, gerade geistig hervorragende Sprößlinge regierender Häuser Künstlerinnen geheiratet haben, so beweist das einen gesunden Instinkt, denn gerade unter unseren heutigen Verhältnissen stellt die geistig freie Künstlerin nicht selten einen idealen Typus der Weiblichkeit dar, vorausgesetzt, daß man den Begriff der Künstlerschaft streng umgrenzt. Eine Schauspielerin z. B., die von guter Rasse und leichter Auffassungsgabe ist, wird durch die Routine der Bühne unschwer zu vollendeten Manieren und durch den fortwährenden Umgang mit den erlesensten schöpferischen Intelligenzen der Vergangenheit und Gegenwart leicht zu einer geistigen Kultur gelangen, die selbst das fleißigste Studium in solcher glücklichen Mischung selten einer Frau verschaffen kann. Leider stehen aber solchen vernünftigen Paarungen zwischen vorurteilslosen Fürstensöhnen und ebensolchen Kronenträgerinnen aus dem Reiche der Kunst in erheblicher Ueberzahl lächerliche Mesallianzen gegenüber, zwischen geistig minderwertigen Sprößlingen erschöpfter alter Stämme und weiblichen Emporkömmlingen letzten Ranges.

Die Hingabe der abendländischen Rassen an das ihnen so wesensfremde Christentum hat sich furchtbar gerächt, indem die christliche Gesellschaft eine Moral entstehen ließ, die, wie wir gesehen haben, sich in direkten Widerspruch gegen den Willen der Natur gestellt hat. Mögen wir einen zielbewußten Schöpfer annehmen oder nicht, die Moral der christ-

lichen Gesellschaft müssen wir auf alle Fälle eine gottlose nennen, wäre es auch nur aus dem einen Grunde, weil sie die Prostitution auf dem Gewissen hat. Die Prostitution bedeutet eine viel ärgere Entehrung der Weiblichkeit, als selbst die orientalische Sklaverei der Haremswirtschaft. Unsere oben gekennzeichneten Herren der sogenannten guten Gesellschaft, die ihre sinnlichen Begierden mit käuflichen Dirnen befriedigen und gleichzeitig mit gespannter Pistole und gezücktem Degen darüber wachen, daß ihre Schwestern, Frauen und Töchter ihre gesunde Sinnlichkeit nicht befriedigen können, kränken die Weiblichkeit viel empfindlicher als der Türke, der sie in den Harem einsperrt und mit Süßigkeiten füttert. Die zweierlei Moral für die beiden Geschlechter, die die christliche Gesellschaft heimlich sanktioniert, ist ein ebensolcher Hohn auf die Vernunft, wie beispielsweise unsere antiquierten Rechtsanschauungen, welche die verheiratete Frau samt ihrem Vermögen und ihren Kindern der Brutalität jedes Dummkopfes oder Wüstlings ausliefert, sofern sie sich nicht durch einen sehr geschickten Ehevertrag dagegen gesichert hat. Dieselbe christliche gute Gesellschaft hat es sich zum Grundsatz gemacht, die wichtigste, tiefst einschneidende Frage des menschlichen Lebens überhaupt mit Stillschweigen zu übergehen. Dieselben feingebildeten vornehmen Herren, die einander bei ihren Gelagen mit den wüstesten Zoten regalieren und ganz harmlos den Begriff Weib gleich Hure setzen, machen sich kein Gewissen daraus, ihre Frauen, Schwestern und Töchter zeitlebens über ihre höchste Bestimmung im dunklen zu lassen und ihnen alle gesunden Emanzipationsgelüste als verbrecherisch auszulegen.

Gibt es etwas Dümmeres, als diese lächerliche Eitelkeit des Menschen, die sich dadurch gekränkt fühlt, daß er alle körperlichen Funktionen mit der Tierheit gemein hat, und daß die feste Grundlage alles leiblichen Wohlbefindens gerade wie beim Tier nichts anderes sein soll, als Sättigung des Magens und des Geschlechtstriebes? Als ob wir Menschen uns nicht in der Ausnützung solcher körperlichen Veranlagungen zu unbegrenzten Höhen über die Tierheit emporzuheben vermöchten. Der satte Magen schafft die Grundlage für die Gesundheit, also das körperliche Gleichgewicht, und die befriedigten Sinne schaffen das seelische Gleichgewicht. Es steht doch ganz bei uns, den rohen Naturtrieb zu idealisieren. Wir haben ja bereits festgestellt, daß dieses Bestreben schon auf den untersten Kulturstufen der Menschheit vorhanden sei. Kann überhaupt ein stärkeres Feuer gedacht werden, die menschliche Einbildungskraft daran zu entzünden und zu den höchsten Leistungen der Kunst und der Religion zu befähigen, als die Wonnen der Liebe? Sind nicht sie die alleinige Gewähr für die Unsterblichkeit des Menschengeschlechts? Würde, wenn dieser wunderbare Reiz einst wegfiele, ein trostlos ernüchtertes Menschentum nicht alsbald mit stumpfem Gleichmut seiner Selbstvernichtung zusehen? Nur weil es diese Wonnen gibt, die der gesamten Menschheit in den Jahren ihrer Kraft blühen, und weil diese Wonnen die einzigen sind, über die menschliche Einrichtungen keine Gewalt haben, also daß sie unverändert und ungeschwächt überall und alle Zeit auf Erden genossen werden können, nur darum ist der Mann bereit, alle Lasten des Lebens auf sich zu nehmen, und das Weib bereit, alle Schmerzen und Erniedrigungen zu ertragen, die seine mütterliche Bestimmung im Gefolge hat. Die Regentenweisheit römischer Weltherrscher bestand darin, dem Volk panem et circenses, Brot und Spiele zu gewähren. Damit konnten sie zufriedener Untertanen sicher sein. Der Weltschöpfer macht es ebenso —

und seine circenses sind die Liebesfeste. Gladiatorenkämpfe, Wagenrennen und andere Zirkusspiele kann man sich bald über sehen, aber der Reiz der Wollust wird erst mit dem letzten Menschen sterben. So wären denn alle Bedingungen dafür vorhanden, daß auch der gütige Gott lauter zufriedene Untertanen hätte, wenn nicht eben die Menschheit durch ihre Religionen und Kulturen immer so eifrig bemüht wäre, dem guten Willen der Natur boshaft zu widerstreben. Man wende nicht ein, daß eine Wiederherstellung des Naturzustandes notwendig zur Vernichtung unserer Kulturarbeit führen müßte. Nein: so gut wie wir nicht mehr rohes Fleisch und rohe Feldfrüchte hinunterschlingen, um unseren Hunger zu stillen, sondern gelernt haben, unserer Zunge raffinierte Feste zu bereiten, ebensogut sind wir auch befähigt, die Stillung unseres Liebeshungers unter Anwendung unserer feinsten Seelenkräfte, unserer schöpferischen Phantasie zu Festen von höchster Weihe zu gestalten. Dem Tiere ist seine Wollust nur gegeben, um es zur Erfüllung seiner Pflicht gegen die Rasse anzuhalten; nur in bestimmten Zeiten, die für das Fortpflanzungsgeschäft in Frage kommen, ist es dem Tiere vergönnt, sich in wenigen kurzen Augenblicken der Ekstase über seinen gewöhnlichen Zustand des fressenden und verdauenden Lebewesens emporzuschwingen; dem Menschen aber steht das höchste Geschenk der Natur alle Zeit zur Verfügung, einzig Alter und Krankheit setzen da gewisse Grenzen. Und auf diese unvergleichliche Bevorzugung sollte der Mensch nicht stolz sein? Liegt die Absicht des Schöpfers nicht sonnenklar zutage? Das Tier, welches weder Tugend noch Laster kennt und außerhalb aller sittlichen Verantwortlichkeit steht, empfängt die Wonnen der Liebe nur gleichsam wie einen Extraleckerbissen zu seltenen festlichen Gelegenheiten; der Mensch aber, den seine wilden Leidenschaften zwischen den Gegenpolen von entsagungsvoller Tugend und lasterhaftem Begehren, und seine wider die Natur geschaffenen Anschauungen und Einrichtungen zwischen Uebermut und Verzweiflung hin- und herschleudern, kann ohne den Zauber der Liebe keinen Tag und keine Stunde auskommen. Ein Ausgleich all der tollen Gegensätze, welche Mensch wider Mensch und Menschheit wider Natur hetzt, das Zustandekommen einer Gesittung, die ein friedliches Nebeneinanderleben mit den gefährlichsten Bestien erst möglich macht, ist allein diesem Zauber der Liebe zu verdanken. Er ist es, der die Phantasie so wunderbar beeindruckt, daß sie die Wirklichkeit mit gefälligen Schleiern umhüllt und aus ihren schwachen unvollkommenen Geschöpfen Götter, Helden und Engel macht und in seliger Sehnsucht das Heldenmännchen dem Engelweibchen in die Arme treibt. Mag dann auch hundertmal in den Perioden der Ernüchterung der menschliche Scharfblick die freundlichen Schleier durchdringen, ihm ist es ja vergönnt, den holden Wahn in jeder feurigen Umarmung zu erneuern, und so an den tausend Abgründen des Daseins mit dem bekannten Glück der Trunkenen ungefährdet vorbeizukommen. Auch alle Kunstbefähigung des Menschen und alle Schönheitssehnsucht des Menschen ist ein Geschöpf seiner Wollust und dient ihm dazu, ihn mit den Härten des Daseins zu versöhnen und ihm in wohltätiger Selbsttäuschung Idealzustände vorzugaukeln. Von der glücklichen Paarung zweier Menschen hängt zunächst die Zufriedenheit, das seelische Gleichgewicht der beiden Einzelwesen, dann die Qualität der Nachkommenschaft und letztlich der Frieden der Gesellschaft ab. Denn nichts schürt alle bösen menschlichen Leidenschaften, Neid, Bosheit, Mißgunst, Geiz, kleinlichen Eigensinn so sehr als die sexuelle Unzufriedenheit. Die Bosheit der Krüppel, Eunuchen und alten

Jungfern ist eine typische Erscheinung, und Geiz, Habsucht, Mißgunst und so weiter trifft man am häufigsten bei alten Hagestolzen und bei Menschen, die von der Liebe oder Ehe niemals ein volles Glück genossen haben. Andererseits reicht die in den Jahren der Kraft in idealer Fülle ausgekostete Liebeswonne fast immer aus, um auch über das Alter solcher bevorzugten Glückskinder einen verklärenden Schimmer zu gießen. Die erfreulichste, trostreichste Erscheinung unter den Menschen ist die alte Frau, welche mit froher herzlicher Anteilnahme dem Gebaren der tollen Jugend zuzuschauen und mit siegreichem Humor sich mit den unvermeidlichen Aergernissen des Daseins abzufinden weiß; wo wir einer solchen alten Frau begegnen, können wir sicher sein, daß sie die Erfüllung ihres sexuellen Ideals erreicht und die Wonnen jungen Liebesglücks reichlich genossen habe. Andererseits gehört zu dem vollendeten Typus des Philisters auch der Phantasiemangel, der es ihm unmöglich macht, sein sinnliches Begehren zu idealisieren, weshalb das ganze Gebiet seines Trieblebens lebenslang im Tierischen stecken bleibt. (Schluß folgt.)

Gedichte. Von Rainer Maria Rilke.

Alkestis. /

Da plötzlich war der Bote unter ihnen,
hineingeworfen in das Ueberkochen
des Hochzeitsmahles, wie ein neuer Zusatz.
Sie fühlten nicht / die Trinkenden / des Gottes
heimlichen Eintritt, welcher seine Gottheit
so an sich hielt wie einen nassen Mantel
und ihrer einer schien / der oder jener /
wie er so durchging. Aber plötzlich sah
mitten im Sprechen einer von den Gästen
den jungen Hausherrn oben an dem Tische
wie in die Höh gerissen, nicht mehr liegend
und überall und mit dem ganzen Wesen
ein Fremdes spiegelnd, das ihn furchtbar
ansprach.
Und gleich darauf / als klärte sich die Mischung /
war Stille; nur mit einem Satz am Boden
von trübem Lärm und einem Niederschlag
fallenden Lallens, schon verdorben riechend
nach dumpfem umgestandenen Gelächter.
Und da erkannten sie den schlanken Gott
und wie er dastand, innerlich voll Sendung
und unerbittlich, — wußten sie es beinah.
Und doch, als es gesagt war, war es mehr
als alles Wissen, gar nicht zu begreifen:
Admet muß sterben. / Wann? In dieser Stunde.

Der aber brach die Schale seines Schreckens
in Stücken ab und streckte seine Hände
heraus aus ihr, um mit dem Gott zu handeln:
um Jahre, um ein einzig Jahr noch Jugend
um Monate, um Wochen, um paar Tage,
ach, Tage nicht, um Nächte, nur um Eine,
um Eine Nacht, um diese nur: um die —.
Der Gott verneinte, und da schrie er auf
und schrie's hinaus und hielt es nicht und schrie
wie seine Mutter aufschrie beim Gebären.
Und die trat zu ihm / eine alte Frau /
und auch der Vater kam, der alte Vater,
und beide standen alt, veraltet, rathlos
beim Schreienden, der plötzlich, wie noch nie
so nah, sie ansah, abbrach, schluckte, sagte:
„Vater
liegt dir denn viel daran an diesem Rest,
an diesem Satz, der dich beim Schlingen hindert:
geh, gieß ihn weg. Und du, du alte Frau, Matrone,
was thust du denn noch hier: du hast geboren."
Und beide hielt er sie wie Opferthiere
in Einem Griff. Auf einmal ließ er los
und stieß die Alten fort, voll Einfall, strahlend
und athemholend, rufend: Kreon, Kreon —
Und nichts als das und nichts als diesen Namen.
Aber in seinem Antlitz stand das andre

was er nicht sagte, namenlos erwartend,
wie ers dem jungen Freunde, dem Geliebten,
erglühend hinhielt übern wirren Tisch.
Die Alten (stand da), siehst du, sind kein Loskauf,
sie sind verbraucht und schlecht und beinah
werthlos,
du aber, du, in deiner ganzen Schönheit —

Da aber sah er seinen Freund nicht mehr.
Er blieb zurück und das, was kam, war sie,
ein wenig kleiner fast als er sie kannte
und leicht und traurig in dem bleichen Brautkleid.
(Die andern alle sind nur ihre Gasse,
durch die sie kommt und kommt, gleich wird sie
dasein
in seinen Armen, die sich schmerzhaft aufthun.)

Doch, wie er wartet, spricht sie: nicht zu ihm;
sie spricht zum Gotte und der Gott vernimmt sie,
und alle hörens gleichsam erst im Gotte:
„Ersatz kann keiner für ihn sein. Ich bin's.
Ich bin Ersatz. Denn keiner ist zu Ende
wie ich es bin. Was bleibt mir denn von dem,
was ich jetzt bin? Das ist's ja: daß ich sterbe.
Hat sie dirs nicht gesagt, da sie dirs auftrug,
daß jenes Lager, das da drinnen wartet,
zur Unterwelt gehört? Ich nahm ja Abschied,
Abschied über Abschied,
(kein Sterbender nimmt mehr davon). Ich
ging ja,
damit das alles unter Dem begraben,
der jetzt mein Gatte ist, vergeht, sich auflöst.
So führ mich weg. Ich bin ja tot: für ihn."

Und wie der Wind auf hoher See, der
umspringt,
so trat der Gott fast wie zu einer Toten,
und war auf einmal weit von ihrem Gatten,
dem er / versteckt in einem kleinen Zeichen /
die hundert Leben dieser Erde zuwarf.
Der stürzte taumelnd zu den beiden hin
und griff nach ihnen wie im Traum. Sie gingen
schon auf den Eingang zu, in dem die Frauen
verweint sich drängten. Aber einmal sah
er noch des Mädchens Antlitz, das sich wandte
mit einem Lächeln / hell wie eine Hoffnung,
die beinah ein Versprechen war /, erwachsen
zurückzukommen aus dem tiefen Tode
zu ihm, dem Lebenden./
Da schlug er jäh
die Hände vors Gesicht, so wie er kniete,
um nichts zu sehen mehr nach diesem Lächeln.

Die Rosenschale.

Zornige sahst du flackern. / Sahst zwei Knaben
zu einem Etwas sich zusammenballen,
das Haß war und sich auf der Erde wälzte
wie ein von Bienen überfallnes Thier;
Schauspieler, aufgethürmte Uebertreiber,
rasende Pferde, die zusammenbrachen
den Blick wegwerfend, bläkend das Gebiß
als schälte sich der Schädel aus dem Maule.

Nun aber weißt du, wie sich das vergißt;
denn vor dir steht die volle Rosenschale,
die unvergeßlich ist / und angefüllt
mit jenem Aeußersten von Sein und Neigen
Hinhalten, Niemals-gebenkönnen / Dastehn,
das unser sein mag —: Aeußerstes auch uns.
Lautloses Leben, Aufgehn ohne Ende,
Raum — brauchen, ohne Raum von jenem
Raum
zu nehmen, den die Dinge rings verringern,
fast nicht Umrissen-sein wie Ausgespartes
und lauter Inneres, viel seltsam Zartes
und sich Bescheinendes — bis an den Rand:
Ist irgendetwas uns bekannt wie dies?

Und dann wie dies: Daß ein Gefühl entsteht,
weil Blütenblätter Blütenblätter rühren?
Und dies: daß eins sich aufschlägt wie ein Lid,
und drunter liegen lauter Augenlider,
geschlossene, als ob sie, zehnfach schlafend,
zu dämpfen hätten eines Innern Sehkraft.
Und dies vor allem: daß durch diese Blätter

das Licht hindurch muß: aus den tausend Himmeln
filtern sie langsam jenen Tropfen Dunkel,
in dessen Feuerschein das wirre Bündel
der Staubgefäße sich erregt und aufbäumt.

Und die Bewegung in den Rosen, sieh:
Gebärden von so kleinem Ausschlagwinkel,
daß sie unsichtbar blieben, liefen ihre
Strahlen nicht auseinander in das Weltall.

Sieh jene weiße, die sich selig aufschlug
und dasteht in den großen offnen Blättern
wie eine Venus aufrecht in der Muschel,
und die erröthende, die wie verwirrt
nach einer kühlen sich hinüberwendet,
und wie die kühle fühllos sich zurückzieht
und wie die kalte steht, in sich gehüllt,
unter den offenen, die alles abthun.
Und was sie abthun, wie das leicht und schwer,
wie es ein Mantel, eine Last, ein Flügel
und eine Maske sein kann, je nachdem,
und wie sie's abthun: wie vor dem Geliebten.

Was können sie nicht sein: war jene gelbe,
die hohl und offen daliegt, nicht die Schale
von einer Frucht, darin dasselbe Gelb,
gesammelter, orangeröther, — Saft war?
Und wars für diese schon zu viel, das Aufgehn,
weil an der Luft ihr namenloses Rosa
den bittern Nachgeschmack des Lila annahm?
Und die battistene, ist sie kein Kleid,
in dem noch zart und athemwarm das Hemd steckt,
mit dem zugleich es abgeworfen wurde
in Morgenschatten an dem alten Waldbad?
Und diese hier: opalnes Porzellan
zerbrechlich, eine flache Chinatasse
und ausgefüllt mit kleinen hellen Faltern,
und jene da, die nichts enthält als sich.
Und sind nicht alle so: nur sich enthaltend,
wenn Sich-Enthalten heißt: die Welt da draußen
und Wind und Regen und Geduld des Frühlings
und Schuld und Unruh und vermummtes Schicksal
und Dunkelheit der abendlichen Erde
bis auf der Wolken Wandel, Flucht und Anflug,
bis auf den vagen Einfluß ferner Sterne
in eine Hand voll Innres zu verwandeln. —

Nun liegt es sorglos in den offnen Rosen.

Rundschau

Die Ausweise der Reichsbank. Zu Anfang der vorigen Woche gab es in den Bankbureaus und an der Börse eine große Enttäuschung. Man hatte sich aus dem Stande des Privatdiskonts und der Devisenkurse eine nennenswerte Gelderleichterung herausgerechnet; aber die Reichsbank trat mit einem beispiellos schlechten Ausweis vor die Oeffentlichkeit und wies nach, daß sie am 31. August mit 20 Millionen Mark in der Steuerpflicht war. Eine Ueberschreitung des steuerfreien Notenkontingents war aber um diese Jahreszeit bisher nicht dagewesen, selbst damals nicht, als das Kontingent noch um 160 Millionen kleiner war als jetzt. Man versuchte, sich über die bedrohliche Anspannung, so gut es ging, zu trösten, indem man aus dem gewaltigen Wechselzufluß auf eine ununterbrochen lebhafte Tätigkeit in Handel und Industrie schloß. Tatsächlich ist die Verschlechterung des Bankstatus nicht auf Ansprüche der Hautefinance und noch viel weniger auf solche der Börse zurückzuführen, sondern ersichtlich auf den Geldbedarf in den Industriezentren. Hier rauchen die Schlote noch genau so intensiv wie vor einem Jahre, ohne die geringste Notiz von den Unglücksraben zu nehmen, die bekanntlich die Konjunktur schon im Frühjahr totgesagt haben. An sich ist das ja sehr erfreulich; aber für den Geldmarkt ist der Trost doch nur ein problematischer. Denn wenn die Reichsbank trotz eines unerhört hohen Diskonts schon im Hochsommer die Grenze streift oder gar übertritt, die, streng genommen, ein „bis hierher und nicht weiter" bedeutet, zum mindesten aber die Diskontierungs-Bereitschaft der Bank stark einschnürt, so kann man nur mit Bangen an den Herbst und den Winter denken. Am meisten frappierte die beruflichen Beobachter des Geldmarkts die außerordentlich schnelle Pro-

gression im Anwachsen der Wechselbestände. Das Portefeuille der Reichsbank ging Ende Juli erst um 76 Millionen über den Bestand des Vorjahres hinaus, Ende August aber schon um 164 Millionen. Und unwillkürlich fragte man sich, was daraus werden sollte, wenn die Zunahme sich in ähnlichem Tempo fortsetzen würde.

Nun nimmt aber ein einziger Umstand den Befürchtungen den größten Teil ihrer Berechtigung: Der letzte August-Ausweis datiert von einem Sonnabend. Das ist viel zu wenig beachtet worden, wie es denn überhaupt ein beliebter Fehler ist, den Tag, auf den der Bankausweis jeweils fällt, zu ignorieren. Man achtet zwar peinlich genau darauf, wie nah oder fern der Tag des Ausweises dem Semester- und Quartalsschluß ist, läßt aber den Wochenkalender ganz außer Betracht, als habe es nicht den mindesten Einfluß auf den Bankstatus. Und doch sieht ein Ausweis am Montag oder Mittwoch ganz anders aus als am Sonnabend. Am Montag häufen sich die Bareingänge, am Sonnabend die Wechseleingänge bei der Bank. Das bringt der landläufige Zahlungsverkehr so mit sich. Für die großen Fabriken bedeutet der Sonnabend den Löhnungstag und damit den Tag des größten Geldbedarfs, und es ist klar, daß sich die Anforderungen an die Reichsbank gegen Wochenschluß und ganz besonders am Sonnabend häufen. Denn auch eine ganze Anzahl sonstiger, regelmäßig wiederkehrender Zahlungen pflegt auf den letzten Tag der Woche verlegt zu werden. Dieser Belastung der zweiten Wochenhälfte entspricht eine Entlastung der ersten, und man tut sehr unrecht daran, die Beurteilung der Bankausweise ganz von dem Tage ihrer Aufstellung loszulösen. Die mechanische Vergleichung eines Sonnabend-Ausweises mit einem Montags- oder Freitags-Ausweis gibt stets ein schiefes Bild. Auch in den Jahren 1901 und 1902 fiel der Ende-August-Ausweis auf einen Sonnabend. Und da man das damals wie heute ignorierte, stellte sich auch dasselbe Erstaunen über das starke Anwachsen der Wechsel-Einreichungen und über den Abzug von Depositen ein. Man zerbrach sich den Kopf darüber, ob der Entgang an Girogeldern auf Entnahmen der Banken, der Industrie oder der Regierung beruhte, und stellte dem Jahresende ein böses Horoskop; natürlich zu Unrecht.

Die Bank von England hat ihre Ausweise derartigen Mißdeutungen auf praktische Weise entzogen, indem sie ihren Status ein für allemal am Donnerstag veröffentlicht. Die Wochenmitte bewegt sich auf dem ungefähren Durchschnitt zwischen dem Geldabfluß zu Ende und dem Zufluß zu Beginn der Woche, und der Ausweis gibt so ein ziemlich getreues, von den Zahlungsgewohnheiten unabhängiges Bild; vor allem aber läßt er bessere Vergleiche und bündigere Schlüsse zu als der deutsche Ausweis, weil er gleichgeartete Zahltage herausgreift. Andererseits erschwert das englische Verfahren die Vergleiche wieder dadurch, daß die Ausweise nicht genau erkennen lassen, wie die großen Zahlungstage des Jahres auf die Bank von England einwirken. Die Ausweise pendeln immer um diese Termine herum und fallen selten genau mit ihnen zusammen. Es ist aber noch die Frage, ob das ein Uebelstand ist. Die Möglichkeit, durch Vergleichung der Quartalsenden die Intensität des jeweiligen Geldbedarfs genau zu erkennen, hat in Deutschland eine Quartals- und Semester-Furcht erzeugt, die man in England in gleicher Heftigkeit nicht kennt; obwohl hier in Zeiten der Geldklemme die Situation eine viel gefährlichere ist als in Deutschland, wo die Elastizität des Geldsystems einen Puffer bildet und den Anprall des Geldbedarfs auf die Reichsbank mildert. Man fürchtet bei uns weniger die Gespanntheit der Geldmarktlage selbst, als vielmehr den moralischen Eindruck, den ein schlechter Ultimo-Ausweis macht, und selbst der Präsident der Reichsbank läßt sich in seinen Entschlüssen von diesem Eindruck beherrschen. Demgegenüber zwingt das englische System die Oeffentlichkeit, mehr die Ausweis*perioden* als die Ausweis*tage* miteinander zu vergleichen und den jeweiligen Status nicht für sich gesondert, sondern im Zusammenhang mit den Tagen vor und nach ihm zu beurteilen. Das schiebt der vergleichenden Kritik eine breitere Basis unter und wirkt nivellierend. Die Politik der Deutschen Reichsbank ist heute — vielleicht ohne daß es das Direktorium selbst weiß — auf den einzelnen Tag zugeschnitten. Heute arbeitet man mit aller Anstrengung auf einen guten Status am 30. September hin, und der November wird unter dem Zeichen der Furcht vor dem Ultimo-Dezember-Ausweis stehen; so wirken immer ganz bestimmte Tage auf das Verhalten der Bankleitung ein. Natürlich stehen auch bei der Bank von England Quartalsende und Jahresende stets vor den Augen des Gouverneurs; aber da dieser weiß, daß die Oeffentlichkeit sich immer nur ein ungefähres Bild von den Ansprüchen an die Bank machen kann, so disponiert er weit ruhiger und weniger auf den äußeren Effekt. Dem Statistiker und dem Nationalökonomen mag das Fehlen einer exakten Vergleichsmöglichkeit ja ein Dorn im Auge sein. Aber da bei jedem Bankausweise die Imponderabilien eine große Rolle spielen, und wirklich schlüssige Vergleiche daher niemals möglich sind, so ist es ganz gut, daß man in England gar nicht erst in die Versuchung kommen kann, an eine Kongruenz der Bankausweise zu glauben, die tatsächlich nie vorhanden ist. Wie schief das Bild oft ist, das

sich die Kritik zusammenschneidet, hat man diesmal von den Kommentaren abnehmen können, die sich an den Reichsbank-Status per 31. August geknüpft haben. In der Mehrzahl der Fälle fehlt indes die Möglichkeit, die Ausweis-Kritik einer Zerreißprobe zu unterwerfen.

Immerhin hat man es auch in Deutschland längst empfunden, daß man von den gefürchteten Semestral-Ausweisen gewissermaßen dupiert wird. Man fängt auch bei uns an, mehr Perioden mit Perioden als Tage mit Tagen zu vergleichen, weil dadurch die Fehlergrenze des Urteils sich verkleinert. Und man fordert auch vom Reichsbank-Präsidenten, daß er seine Politik von den einzelnen Standard-Ausweisen emanzipiere und nicht monatelang vorher im Banne des letzten Jahresausweises stehe. Man versucht andererseits auch, den Quartalsterminen ihren jetzigen exzeptionellen und irreführenden Charakter zu nehmen und sie den übrigen Ausweistagen möglichst gleichzumachen, indem man der Häufung der Quartalszahlungen entgegenarbeitet. Durch Ausbreitung des Giroverkehrs, ein vervollkommnetes Abrechnungssystem, ein neu einzuführendes Hypotheken-Clearing usw. hofft man, den starken Geldabzug von den Quartalsenden fortzuleiten und auf die zweiundfünfzig Wochenausweise gleichmäßiger zu verteilen. Möglich, daß sich auf diese Weise eine Entlastung der großen Zahltage und eine Verminderung der starken Zerrung an den Quartalsenden erreichen läßt. Die Kontingents-Ueberschreitungen, die jetzt wie riesige Protuberanzen an ein paar Ausweistagen in die Höhe schießen, würden sich etwas verringern, und die Ausweise selbst würden das Basiliskenhafte verlieren, das ihnen jetzt beiwohnt. Aber in die Diskontpolitik würde doch nur dann ein ruhigerer Zug kommen, wenn man sich daran gewöhnen könnte, etwas bescheidener über den Wert der statistischen Vergleiche zu denken und zum mindesten weniger mechanisch zu vergleichen, als es jetzt geschieht. Der einzelne Ausweis ist ein Zukunftsbild und durchaus unbrauchbar für die praktische Politik. Nur längere Perioden sind geeignete Objekte für die vergleichende Bankstatistik. Alfred Lansburgh.

Von der Kunstkennerschaft. Seit altersher gibt es eine zweifache Art der Bewertung von Schöpfungen der bildenden Kunst: die nach der größeren oder geringeren künstlerischen Qualität des Objekts und die von der Person des Urhebers aus. Im Grunde sind natürlich die beiden Arten identisch. Denn in Verbindung mit einer bestimmten Qualität hat ja die Persönlichkeit oder, richtiger ausgedrückt: der Name des Künstlers überhaupt erst Bedeutung gewinnen können. Allmählich haben sich die Begriffe von Qualität so eng mit gewissen Künstlernamen verbunden, daß diese an und für sich die Vorstellung von ganz bestimmten künstlerischen Qualitäten erwecken. Mit Namen, wie Donatello, Raffael, Michelangelo, Dürer, Tizian, Rembrandt, Rubens, Hals, Velasquez, Courbet usw. sind nicht nur bedeutende Formen von Kunstäußerungen, sondern auch allgemein geschätzte künstlerische Eigenschaften charakterisiert. Kein Wunder, daß jene Namen schließlich so hoch bewertet wurden wie diese Eigenschaften selbst, ja über diese hinaus zu einem Faktor der Schätzung geworden sind. Gefördert wurde diese Entwicklung durch eine leider immer noch im Zunehmen begriffene allgemeine Hochachtung vor geschichtlichen Dokumenten. Man sieht in dem Bilde, in der Skulptur eines alten Meisters kaum noch das Kunstwerk an sich, sondern ein Stück aus dem Lebenswerk einer kunstgeschichtlich bekannten, berühmten oder bedeutsamen Persönlichkeit. Die Qualität kommt erst in zweiter Reihe zur Geltung. Mit namenlosen Kunstwerken kann diese historische oder, besser gesagt: Historikerbewegung nichts anfangen. Man mußte also die Werke, die von den Künstlern nicht bezeichnet waren oder deren Herkunft unsicher erschien, zu bestimmen, für sie einen Urheber zu ermitteln suchen. Die Kunstwissenschaft fand und sieht heute noch in dieser Tätigkeit eine ihrer wichtigsten Aufgaben, und gewiß mit Recht. Sie hat wunderbare Erfolge zu verzeichnen. Mit diesen aber haben sich im Laufe der Jahre Uebelstände eingestellt, von denen einmal gesprochen werden muß, ehe sie zu schweren Schädigungen der Allgemeinheit führen.

Denn die Bemühungen der Kunsthistoriker, die vorhandenen Werke der alten Kunst zu identifizieren, sie den und den Künstlern zuzuerteilen, sind für die Allgemeinheit keineswegs so gleichgültig, wie in der Regel angenommen wird. Auf sie geht zum großen Teil die bedeutsame Rolle zurück, die der Künstlername heut als Bewertungsfaktor für Kunstwerke spielt. Indem der Kunsthistoriker auf Grund seiner Wissenschaft unbezeichnete Schöpfungen der alten Kunst von zuweilen recht zweifelhafter Qualität mit oft sehr geschätzten Künstlernamen tauft, schafft er nicht selten Objekte von außerordentlicher Kostbarkeit. Durch das gleiche Mittel kann er aber auch an und für sich recht qualitätvollen Kunstwerken diese manchmal jahrhundertelang nicht angezweifelte Kostbarkeit nehmen, sie als Kopien, Schulerzeugnisse und dergleichen erklären und sie zu ganz bedeutungslosen Kunstprodukten stempeln. Dieses Vorgehen des Kunsthistorikers hat unter Umständen nur rein wissenschaftliche Konsequenzen. So in den

Fällen, wo es sich um Objekte handelt, die seit undenklichen Zeiten im Besitz von Kirchen, Klöstern, Städten, fürstlichen Familien oder gar öffentlichen Kunstsammlungen, also sozusagen unbewegliche Besitztümer sind. Sehr viel anders wird die Sache, sobald mobile, im Verkehr befindliche Kunstobjekte in Betracht kommen, Dinge, denen der Kunsthistoriker durch Zuerteilung oder Aberkennung von Künstlernamen einen nicht selten recht hohen Marktwert geben oder nehmen kann. Wenn auch im allgemeinen und besonderen behauptet werden darf, daß die weitaus größte Zahl solcher Bestimmungen von Kunstwerken mit dem höchsten Grade von Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit allen Mitteln der Wissenschaft vorgenommen werden, so sind doch weder Irrtümer noch Zweifel ausgeschlossen. Aber ganz abgesehen davon. Es gibt Fälle, und ihre Zahl ist durchaus nicht gering, in denen die letzten Zweifel und Bedenken auf sehr einfache Weise durch den Ausspruch einer Autorität der Kunstwissenschaft nicht etwa geklärt, sondern glattweg niedergeschlagen werden.

Nun geht es den kunstwissenschaftlichen Autoritäten wie anderen Autoritäten auch: Sie genießen eine gewisse Zeitlang die unbedingte Anerkennung der Fachkreise; aber sie behalten sie nicht ewig. Andere Autoritäten erscheinen und beweisen der Welt, daß die einst so unantastbaren Urteile jener so hochgeschätzten Männer aus den und den Gründen nicht zuträfen, daß sie in schwachen Stunden oder gar leichtfertigerweise abgegeben worden seien. Wo ist der namhafte Galeriedirektor zu finden, der nicht in dieser Weise seinen Vorgänger desavouiert hätte? Wo ist der intelligente Kunsthistoriker, der seinen Geist nicht damit bewiesen, daß er sich gegen die Meinungsblößen dieser oder jener Koryphäe seiner Wissenschaft gewendet? Und die Angriffe setzen fast immer an den Stellen mit Erfolg ein, wo der große Mann nicht als Gelehrter, sondern als Autorität entschieden hat. Aber wo liegen nun die Schädigungen?

Man muß sie dort suchen, wo die künstlerische Qualität des Objekts in der Hauptsache verteidigt wird durch einen großen Namen. Wie viele Bilder, Zeichnungen, Studien und Skulpturen werden von öffentlichen Sammlungen und Privaten um ungeheure Summen erworben, nicht ihrer künstlerischen Qualität wegen, sondern des historischen Interesses, jenes großen Namens halber. Was sind diese Dinge wert, wenn ihnen dieser Name genommen, aberkannt wird? Sehr wenig, oft nichts. Wer will irgend einem wagemutigen und scharfsinnigen jungen Kunsthistoriker verwehren, urbi et orbi darauf aufmerksam zu machen, daß in dieser oder jener Galerie das Bild eines minderen Coello-Schülers als echter Velasquez figuriert, daß jener Mäcen ein Vermögen für einen Rembrandt hingegeben, der aus den und den guten Gründen niemals ein solcher sein kann und in der Tat nicht einmal ein gutes Bild ist? Solche Fälle sind dagewesen. Man hat vielleicht hier und da dem Mäcen, der seinen eigentlich nicht vorhandenen Kunstsinn und zugleich seinen Reichtum durch Erwerbung eines sehr teueren Bildes zu dokumentieren trachtete, den erlittenen Schaden gegönnt; aber wenn ein staatliches Institut das Geld der Bürger in dieser Weise vertut, so hat die Allgemeinheit ein Recht, Einspruch dagegen zu erheben, daß auf ihre Kosten ein kunsthistorischer Sport getrieben wird, daß man ihr Geld für Dinge hingibt, die nicht Kunstwerke, sondern nur geschichtliche Dokumente von nicht einmal zweifelloser Authentizität sind.

Man sehe doch unsere Sammlungen alter Kunst an! Ist eine darunter, die nicht eine große Zahl Stücke von höchst angreifbarer Benennung und von noch viel angreifbarerer Qualität enthielte? Man könnte und würde über diese Benennungen gern hinweggehen, wenn sie nicht das einzige Wertvolle an diesen Dingen wären, die mit Kunst im guten Sinne überhaupt nichts zu tun haben. Dazu kommt noch eines: Die unselige Gepflogenheit vieler Galeriedirektoren und Privatsammler, die in ihrem Besitz befindlichen Kunstwerke durch Restauratoren in einen Zustand bringen zu lassen, der sie dem Auge des Laien empfiehlt. Es ist sicher, daß mancher alter Meister sein Werk, wenn er es in solchem Zustande sehen könnte, nicht wiedererkennen würde. Diese Restauratoren reinigen oft nicht nur die Bilder, bis sie die feinen Lasuren vernichtet und die Untermalung erreicht haben — sie malen auch in die so ruinierten Werke hinein und zerstören auf diese Weise außer dem künstlerischen auch den dokumentarischen Wert jener Schöpfungen. Das gebildete Deutschland hat sich maßlos über die Möglichkeit entrüstet, daß das Heidelberger Schloß weiter restauriert werden könnte; aber man sieht es ruhig an, daß in den deutschen Galerien unersetzliche Schätze von Restauratorenhänden für immer vernichtet werden und freut sich vielleicht noch gar mit kindlichem Unverstand darüber, daß diese oder jene Meisterwerke den Eindruck machen, „als kämen sie eben frisch aus der Werkstatt des Künstlers“. Ist das Logik zu nennen? Vielleicht liefert man den Restauratoren in der nächsten Zeit auch noch die Handzeichnungen zur Herrichtung auf Neu aus. Angenommen, daß alle diese Barbareien dem unverständigen

Publikum zuliebe begangen werden; denn Bilder zu erhalten, gibt es andere Mittel — warum pfropft man denn die Galerien mit Bildern voll, die dem ungelehrten Besucher unter keinen Umständen etwas sagen, die ausschließlich den Historiker interessieren können und auch diesen nur als Dokumente, nicht etwa als hohe Kunstleistungen? Die Museen werden durch dieses schändliche Restaurieren der Bilder einen zahlenmäßigen materiellen Schaden vielleicht nicht erleiden, da sie kaum in die Verlegenheit kommen werden, ihre Schätze zu Geld zu machen. Welcher Schaden aber angerichtet ist, dürfte sich früher oder später den Privatsammlern offenbaren, die nach dem Vorbilde der Galerien ihre Bilder ebenfalls Restauratorenhänden anvertraut haben. Es wird die Zeit kommen, wo Autoritäten vor irgend einem dieser „auf Neu" gearbeiteten Bilder erklären werden: „Vielleicht der oder der Meister. Die und die Stellen scheinen von seiner Hand. Das übrige ist durch Putzen ruiniert und von einem Restaurator gemalt." Die Wirkung eines so formulierten Gutachtens auf die Bewertung des Bildes liegt auf der Hand.

Diese Restauratorenwirtschaft mit den eben geschilderten Folgeerscheinungen ist ein zuverlässiges Zeugnis dafür, daß den meisten Kunsthistorikern die künstlerische Leistung als solche ungemein gleichgültig ist, wenn nur der Autor feststeht. Von dem größeren oder geringeren Glanz von dessen Namen hängt in den meisten Fällen die Hochachtung ab, die sie dem Werke bezeugen.

Es läßt sich freilich manches zugunsten der Historiker sagen. Man erwartet von ihnen Entdeckungen, glückliche Erwerbungen. Die Museen, die respektiert sein wollen, müssen die und die großen Namen in ihren Sammlungen vertreten haben. Da kann nicht immer Wert auf die Qualität gelegt werden. Da müssen oft ganz zerstörte Werke wieder hergestellt werden, nur um Sammlungslücken auszufüllen. Da müssen oft sehr minderwertige Dinge als historisch interessant bezeichnet und zuweilen die seltsamsten Taufen aus mancherlei Rücksichten sanktioniert werden. Und nicht alle in öffentliche oder private Sammlungen gelangenden Schöpfungen sind qualitätlos, nicht alle werden nur des Urhebernamens wegen gekauft, nicht in allen Galerien werden die kostbarsten Bilder von Restauratoren entwertet. Aber angesichts der vielen Erwerbungen von künstlerisch gleichgültigen, als historische Dokumente wegen der vorgenommenen Restaurierungen in keiner Weise hoch zu stellenden Bilder, angesichts der zahlreichen, in öffentlichen Sammlungen befindlichen, von Autoritäten beglaubigten Werke großer Meister, die deren Namen eher schänden als ehren, lohnt es sich wohl, die Frage aufzuwerfen, ob es nicht ratsam wäre, den ursprünglichen Charakter der Museen als „Kunst"-Sammlungen wieder etwas lebhafter zu betonen und den historischen Schund — das Wort ist in diesem Falle kaum hart genug — beiseite zu schaffen. Diesen Schund, der keine Verdienste hat als sein ehrwürdiges Alter, und ein geradezu trauriges Zeugnis bildet für den jetzt üblichen übertriebenen Namenkultus.

Warum macht man nicht die gute künstlerische Qualität zur Vorbedingung für alle Erwerbungen, die auf Staatskosten für Museen erfolgen? Es kann darauf geantwortet werden: Die ist nicht immer zu erreichen und vielleicht noch schwerer festzustellen als irgend ein Meistername. Ja, dann laßt doch das Kaufen! Ein Dürer, Rembrandt, Rubens, Velasquez von zweifelhafter Güte repräsentiert ja das, was man an dem Meister schätzt, kaum noch. Marktwert ist noch lange nicht Kunstwert. Wenn das Geld, das die Museumsleitungen für Ankäufe minderwertiger Objekte ausgeben, zusammengehalten würde, ließen sich sehr wohl bei Gelegenheit mit den hier ersparten Summen in jeder Beziehung erstklassige Werke erwerben. Ueber den Grad der künstlerischen Qualität von Schöpfungen historischer Kunstperioden dürfte bei Sachverständigen aber wirklich kein Zweifel bestehen. Bei Produktionen der Gegenwart mag man sich in Ansehung der Qualität unsicher fühlen, weil da oft die Neuheit des Ausdrucks verwirrt; aber bei Werken der alten Kunst muß man schon jeden Feingefühls entbehren, um eine mittelmäßige Leistung nicht von einer guten unterscheiden zu können. Aber leider: Es gibt unendlich viel mehr Kunsthistoriker als Kunstkenner. Als solcher kann nur der gelten, der in hohem Grade befähigt ist, Kunstwerke nach ihrer Qualität zu beurteilen. Es fehlt ja auch an Kunsthistorikern nicht, die diese Eigenschaft besitzen; aber ihre Zahl steht in keinem Verhältnis zu der großen Menge derer, die nichts sind als Fachgelehrte.

Merkwürdig, welche Verwirrung der Begriffe durch die übermäßige Verehrung des Geschichtlichen auch in den Köpfen des Publikums angerichtet worden ist. Der reiche Mann legt sich heut viel leichter eine Sammlung von Werken der alten Kunst an als etwa eine Galerie moderner Bilder. Während er hier, von einem Kenner beraten, um ziemlich wenig Geld sich eine Sammlung der vorzüglichsten Schöpfungen seiner Zeit zu schaffen vermöchte, die für seine Erben unter Umständen den sicheren Besitz von Millionen bedeuten kann, gibt er dort unter Assistenz eines tüchtigen, aber vielleicht nicht gerade zu den Kennern

zu zählenden Kunstgelehrten Unsummen für Dinge aus, die in der Regel auf einer nicht eben hohen Staffel der Meisterschaft und der Qualität stehen. Was werden diese Dinge wert sein, wenn, was im Interesse der Kunst der Lebenden zu hoffen und zu wünschen ist, der Antiquitätenhandel einmal außer Mode kommt? Gegen diesen Fall schützt selbst der Kunsthistoriker nicht. Schon eher der Kenner; denn die gute künstlerische Qualität überdauert alle Moden. Aber wo sieht man heut den Kenner in Aktion treten? Auch moderne Kunstwerke werden ohne ihn gekauft. Daher die häufigen Enttäuschungen, welche manche Besitzer solcher erleiden, wenn sie sich ihrer Erwerbungen wieder entäußern wollen. Freilich wird ja auch hier oft genug der Ausweg gewählt, nach Namen zu kaufen; aber diese bewahren keineswegs vor Verlusten. Wie viele einst hochbewertete Künstlernamen sind allein in den letzten zwanzig Jahren verblichen! Die Mode hatte sie emporgetragen; aber das Fundament der Qualität fehlte den damit gezeichneten Werken, und so konnten diese nicht auf die Dauer in Schätzung bleiben.

Die deutschen Museen sollten sich wirklich ein wenig auf ihre Pflicht besinnen. Wen und was fördert man durch die jetzt so beliebten Sammlungen alter Kunst? Ganz gewiß nicht die allgemeine Kultur, ganz gewiß nicht die Kunst und auch nicht das Kunsturteil; sicherlich jedoch den internationalen Antiquitätenhandel und die eher schädliche als nützliche Hochachtung vor dem historischen Wert von Dingen, die künstlerisch sehr häufig ohne Wert sind. Und wenn die Beschäftigung mit alter Kunst einige Mäcene wirklich zu Kennern machte — sind sie mit dieser Kennerschaft der Allgemeinheit nützlicher als irgend ein kennerhafter Antiquitätenhändler? Sie erweisen sich natürlich nützlich, wenn sie, was ja auch wohl geschieht, ihren Besitz dem Staate schenken. Jedoch wieviel dankbarer würde ihnen das Vaterland sein müssen, wenn sie ihr Geld, ihr Interesse der Kunst, die noch gefördert werden kann, der lebendigen Kunst darbrächten! Hier würden nicht nur die Künstler, hier würde das ganze Volk profitieren. Hier gäbe es Kultur zu schaffen und neue Werte; hier wäre die Kennerschaft eine persönliche Ehre, ein Verdienst vor der Nation, nicht vor einem engen Kreise von Fachgelehrten und Händlern. Die alten Meister haben Mäcene nicht mehr nötig, und ob ihre Werke von einem feinen Kenner erworben werden oder von einem Manne, der nur seinen Reichtum zeigen will, kümmert sie keinen Pfifferling; aber die guten Künstler der Gegenwart brauchen dringend die Unterstützung der Leute, die imstande sind, ihre Kunstliebe praktisch zu betätigen. Das Beispiel des Grafen Schack hat ja gezeigt, wieviel Ruhm dabei zu gewinnen ist. Die Namen Böcklin, Feuerbach, Schwind, Genelli geben ihm, der diese Künstler bei ihren Lebzeiten unterstützte, mehr Relief, als wenn es ihm gelungen wäre, für sein Geld eine Galerie namhafter alter Meister zusammenzubringen, die vielleicht auch schon die Restauratoren verdorben hätten, und deren Inhalt darum von künftigen Kunsthistorikern angezweifelt werden könnte. Vielleicht war der Graf Schack kein so guter Kenner, wie mancher heutige Sammler von alten Kunstwerken; vielleicht hatte er keine sehr feine Empfindung für das Wesen der Künstler, die er beschäftigte; aber er besaß zweifellos Gefühl für künstlerische Qualität. Und deshalb hat er etwas geschaffen, was seinen Namen unvergeßlich macht und was in seiner Beschränkung für die Allgemeinheit wertvoller ist als manches Museum mit seinen schön etikettierten, aber künstlerisch belanglosen Werken alter Kunst.

Hans Rosenhagen.

Elsaß-Lothringen — eine Frage?

E. Destez hat im Heft 9 die elsaß-lothringische Frage behandelt. Da ich in Lothringen seit zwanzig Jahren ansässig bin und in verschiedenen höheren militärischen Stellungen Land und Leute gründlich kennen gelernt habe, möchte ich mir gestatten, dieser französischen Gefühlsäußerung einige deutsch-nationale Schlaglichter aufzusetzen. Ich schicke voraus, daß Destez vieles treffend beobachtet hat. Seine Ansichten sind mir vielfach sympathisch und wirken versöhnlich. Doch stand Destez in den fünf Jahren, in denen er sich diesem Gegenstande widmete, mehr mit der besseren Gesellschaftsklasse in Verbindung. Er hat nicht in Dorf, Haus und Hütte hineingesehen, wie ich in zwei Lustren.

Zunächst scheide ich das psychologische Moment ganz aus. Es spricht in der praktischen Politik nicht mit. Für Sentimentalitäten ist dort kein Platz. Grenzstreitigkeiten hat es noch immer gegeben, wo politische und natürliche Grenzen verschiedene waren. Destez spricht nur von Elsässern und Lothringern. Das formt Trugschlüsse. In Abstammung und Rassenmischung zeigt die Wirklichkeit viel feinere Abstufungen. Unter-Elsaß nach der Pfalz zu, nördlich und südlich des Hagenauer Waldes, die Rheinebene bis nach Mülhausen hin: urdeutscher Volksstamm — Alemannen. Zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft haben nichts davon verwischen können. Desgleichen z. B. Kanton Albesdorf, ein Teil des Kantons Busendorf und Saargemünd, auch

im Kreise Château-Salins: Alemannen oder alemannisch-burgundisches Mischvolk. Man muß dabei absehen von den größeren Oertlichkeiten, wo Großindustrielle und Notable zu den Französlingen rechnen. Ober-Elsaß, Landkreis Metz größtenteils, — Diedenhofen-West französisiert auf Jahrhunderte.

Ich möchte hier den Gedankengang eines bedeutenden deutschen Generals wiedergeben, als er — fast 50 Jahre früher — die elsässische Rheinebene durcheilte, um sich zu der spanischen Armeeabteilung O'Connels zu begeben, die im Kampfe gegen Maley-Abbas um Tetuan stand wie jetzt die Franzosen-Spanier bei Casablanca. General A. v. Goeben — der Sieger von St. Quentin — gibt am 11. Januar 1860 in einem Briefe folgenden Gedanken Raum: „. . . Dann weiter über Schlettstadt und Kolmar nach Mülhausen, alles deutsch, Namen und Sprache und Menschen und das ganze Land bis zu den rechts malerisch sich hinziehenden Vogesen hinauf; nur die Beamten teilweise französisch und leider für jetzt auch die Herzen der Einwohner. Wie könnte es anders sein! Sind sie doch seit fast 200 Jahren dem in sich noch jetzt wie zu jenen Unglückszeiten zerrissenen Stammlande entfremdet, und haben wir selbst doch sie nicht als zu uns gehörig angesehen, als es in unserer Macht lag, Deutschlands Gebiet bis zu seinen wahrhaft natürlichen Grenzen wieder auszudehnen."

Destez sagt: „Alle Drangsalierungen haben keinen Erfolg gehabt. Sie entflammen nur die Sehnsucht nach der Vergangenheit, die für dieses Volk die Freiheit bedeutet." — Ein milderes Regime wie in den Reichslanden kann kaum gedacht werden. Nicht durch Schärfe, sondern durch zu große Milde haben wir die Verdeutschung dort verlangsamt. Die Aera Manteuffel hat das Deutschtum wahrlich nicht gefördert. Uebrigens: Bürgermeister bezw. Kreisdirektor, Schullehrer und Pfarrer kommen hierfür mehr in Betracht. Der Berufsbürgermeister konnte von Nutzen sein. Nach nur zweijährigem Versuche unter Hohenlohe hat man ihn wieder aufgegeben. So bleibt der sogen. Ehrenbürgermeister, der abhängig ist vom Gemeinderat. Das aber sind vielfach noch Französlinge.

In der Besetzung der Kreisdirektoren ist auch nicht immer vorteilhaft verfahren worden, das Beste war hier gerade gut genug, und der Ultramontanismus brauchte in seiner starren Unduldsamkeit wahrlich keinen besonderen Antrieb in schwarz gesinnten Beamten, wie es geschehen. Schullehrer sind nicht aus dem Boden zu stampfen, besonders hier, wo es sich um „Zweispracher" handelt. Man übernahm viele „Einspracher", d. h. Franzosen. Das letzte Jahrzehnt hat hier aber Wandel geschaffen, die Besserung ist auffallend. Und ein Moment, ein nur kleines Mittel, und doch sehr wirksam, ist hinzugetreten und erobert uns die Kinder, das ist das deutsche Lied. Nur schwer gewöhnt sich die Zunge in den französisierten Kantonen an die deutschen Laute, und nur zu willig erringt das altgewohnte Idiom auf der Straße und im häuslichen Verkehr wieder die Herrschaft — so bei Kindern — so bei den heimgekehrten Reservisten. Da hat das deutsche Lied eine gewaltige Bresche hineingerissen. Nur denkbar, da die Schule dem Staate untersteht und nicht dem Klerus. Andernfalls hätten Katechismus und Gesangbuch jedenfalls den Gesang unterdrückt. Die französischen Chansons sagen dem Kindergemüt nicht zu — das deutsche Lied hat sie in seinen Bann gezogen. Und auf der Straße, in Garten und Haus hört man jetzt: „Was ist des Deutschen Vaterland", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Deutschland, Deutschland über alles" u. a. m. Man muß aber auch dem Sprachenelement keine zu große Bedeutung beimessen; nicht vergessen, daß bis 1905 der „Moniteur" in Metz noch zweisprachig erschien. Als Korps-Adjutant gehörte ich als vom Generalkommando Delegierter zur Pferdezuchtkommission des Bezirks Lothringen, desgleichen als Beisitzer zur Weinbaukommission. Ich habe wiederholt in die französisch geführten Diskussionen eingegriffen, auch Vorschläge gemacht — ich — der deutsche Offizier. Und oft findet man auf dem Lande Französisch sprechende Persönlichkeiten, die loyaler gesinnt sind als deutsch eingewanderte Elemente, bei denen das Geschäftsinteresse oft über den Patriotismus geht. Hier gehen übrigens meine Ansichten mit denen Destez' ganz konform.

Und nun zum letzten Germanisierungshebel: der Pfarrer. Meist deckt sich ja — wenigstens in Lothringen und Ober-Elsaß — katholisch mit einheimisch, ist somit der Hort des Franzosentums. Destez meint, daß der französische Kulturkampf hier eine Wendung zum Nationalen erreicht hätte. Möchte es so sein — noch ist wenig davon zu spüren. An Stelle des „Lorrain" ist in Metz eben das bischöfliche Journal „Die Volksstimme" getreten. Nicht schlecht redigiert, aber unduldsam und französische Interessen unter dem Deckmantel der Religion, d. h. des Dogmas, vertretend. Allen deutschnationalen Bestrebungen ein nicht zu unterschätzender Gegner. Bei den Februar-Stichwahlen dieses Jahres, wo es in Metz galt, die sozialdemokratischen

Stimmen für den nationalen, d. h. freisinnigen („liberal hat keinen Klang in den Reichslanden") oder den antinationalen, d. h. ultramontanen Kandidaten zu gewinnen, ist diesmal „Die Volksstimme" und ihre Partei unterlegen, doch nur um wenige hundert Stimmen. Die nächste Schlacht kann anders ausfallen. Nein — ich glaube nicht, daß wir von dieser Seite je auf nationale Unterstützung werden rechnen können. Und da sollten wir bestrebt sein, ein Gegengewicht in dem höheren Beamtentum zu suchen. Das Experiment, das in der Rheinprovinz Erfolg verspricht, kann für Lothringen schädlich sein. Noch vor dem Jahre 1866 sagte man in der Rheinprovinz vielfach: der Preuß'! — Auf ähnlicher Nationalisierungsstufe befinden sich die Reichslande zurzeit.

Wenn ich zum Schluß aus dem bemerkenswerten Aufsatze Destez' folgende Sätze herausgreife und aneinanderreihe, so geschieht's, weil's mir wie dem Mädchen am Brunnen in Fritz Reuters „Läuschen und Riemels" ergeht: „Nu segg mi ens, wat wull de Kirl?" —

Da heißt's nämlich:

„Denn nur zwei Lösungen sind möglich: der friedliche Vergleich oder das Schwert . . ."

„. . . Unter einem gleichmäßigen milden Regiment kann Elsaß-Lothringen, das jetzt eine Scheidewand zwischen Deutschland und Frankreich bildet, ein Bindeglied werden, ohne daß man sich auf eine Neutralerklärung einzulassen brauchte . . ."

„. . . In Frankreich erlaubt der Nationalstolz keiner Regierung, was für eine es auch sei, den ersten Schritt zu tun. In Deutschland ist dem nicht so, und deshalb darf die zivilisierte Welt erwarten, daß es die Initiative ergreifen und diese offene Frage für immer schließen wird."

Das ist ein spiritistisches Nebelbild. Wie mag sich Herr Destez wohl diese „deutsche Initiative" denken? Vielleicht hat's Herr Etienne unserem Kaiser während der Kieler Woche verraten.

Metz und Straßburg sind und bleiben deutsch. Das wird gewährleistet durch die zwei Millionen Deutsche in Waffen. Und Neutralität? Das würde die des Weizenkorns zwischen zwei Mühlrädern sein. Auch dieser Begriff gehört alter Kabinettspolitik an.

C. v. Bredow, General z. D.

Bücherbesprechung.

Bilder aus dem Ghetto. Erzählungen von Schalom Asch. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Im gleichen Schritte mit der nationaljüdischen Bewegung entwickelt sich im Osten Europas die jüdische Literatur.

In Rußland und Galizien leben Dichter, die nur hebräisch oder nur jüdisch schreiben. Ihre Namen sind den Ostjuden sehr geläufig. Aber wer kennt in der zivilisierten Welt einen Smolenski, Perez, Frischmann oder Bialik?

Schalom Asch gehört zu den Jüngsten der jungjüdischen Literatur. Seine Erzählungen, die jetzt in deutscher Uebersetzung vorliegen, erschienen zuerst im Feuilletonteil der russischen Jargonzeitungen.

In diesem Buche führt uns der junge Dichter die Judenstädtchen seiner Heimat vor. Es sind nur Bilder aus dem Ghettoleben, hingeworfene Skizzen, wie sie der Augenblick bringt, Charakterporträts und Landschaftsstimmungen — aber wir lernen in diesen Blättern eine eigenartige Welt kennen.

Die Juden des Ostens sind ein Naturvolk, und sie haben eine Kultur, die den westlichen Juden fremd ist . . . Sie hoffen auf bessere Zeiten, glauben an Gott und an den Messias, und dieser Glaube hebt sie über alle Sorgen und Kümmernisse hinweg.

Das Land der Wunder steht ihnen noch offen. Gott ist allmächtig, und er kann das Unmöglichste möglich machen.

Es gibt Kämpfe zwischen Frommen und „Aufgeklärten". „Wie weit sollen die Gebote eingehalten werden", fragen die einen. „Man darf weder fragen noch grübeln", antworten die anderen . . .

Und es gibt Poesie in dieser Welt. Es werden Lieder voll süßer Stimmung gesungen. Die frohen Feste sind hier einzig schön, und an den Fasttagen herrscht unbeschreibliche Trauer.

Asch kennt dieses Leben. Er zeigt uns die Menschen mit ihren Sorgen und Hoffnungen und die engen, armseligen Häuschen, die sie bewohnen. Am besten gelingen ihm die Naturschilderungen in den Skizzen „Ein Aergernis" und „Auf dem Wege nach Schementz". Da lebt jedes Grashälmchen und jedes Bäumchen, das in die weite Welt hineinstarrt . . .

Berlin. H. B.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.